

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Juli 1891.

(11. Band; 4. Heft.)



Inhalt.

	Seite
Goethe, das Haus Habsburg und Oesterreich. Eine Studie von P. v. Kadics	177
Das Mittel- und Hochschulwesen in Ungarn. Von Professor Dr. J. H. Schwickler.	
II. Die Hochschulen Ungarns	212
Die Balkanhalbinsel auf dem neunten deutschen Geographentag in Wien. Von Professor Dr. Constantin Jireček	225
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn	232
I. Die Errichtung der böhmischen Kaiser Franz Joseph-Akademie der Wissenschaften, Literatur und Kunst. Von Hofrath Professor Dr. Karl v. Kořistka. II. Literaturbesprechungen.	

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

II. Rauscherstraße 16.

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirtschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ bildet die Neue Folge der „Oesterreichischen Revue“ und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehend veröffentlichten Auszug aus den erschienenen 5 Jahrgängen der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichnis der „Oesterreichischen Revue“ und der ersten 5 Jahrgänge der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ sind durch den Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen. Abonnements nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. und ungar. Postanstalten und der Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ in Wien, II. Kaufherstraße 16, entgegen.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Prämumerationspreis inclusive Postverendung beträgt für Oesterreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Westpostvereines ganzjährig Mark 16.— = 20 Francs; halbjährig Mark 8.— = 10 Francs; vierteljährig Mark 4.— = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13.— = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn fl. 1.—; für das Ausland Mark 2.— = 2.50 Francs.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ seien folgende Aufsätze erwähnt:

Geschichte.

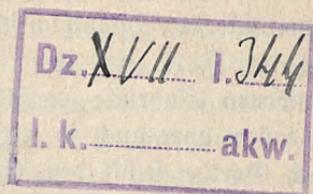
- Hans Schaller: Die Stellung d. nordamerik. Regierung, z. Ereignissen d. J. 1843 in Oesterr.-Ung. Bd. I, Heft I, S. 5.
Edmund Schebeck: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.
Paul von Radics: Die Auersperger in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5.
Gustav Amon von Treuenfels: Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung der Festung Gaeta durch die Oesterreicher im Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5.
Joseph von Lehner: Wilhelm von Zegetthoff. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.
Joseph Martin Mayer: Die Gründung der Grayer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.
Gustav Amon von Treuenfels: Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.
Hermann Hallwitsch: Gabriel von Pechmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Bd. II, Heft III, S. 1, und Bd. III, S. 1.
Wendelin Boehm: Vergangene Tage in Oesterreich. Bd. III, S. 129 und 206.
Paul von Radics: Die Geschichte der Abbazia. Bd. III, S. 223.
Gustav Steinbach: Franz Deak. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.
Gustav Amon von Treuenfels: Leopold I., Herzog von Lothringen. Bd. IV, S. 193.
Max Bübingen: Zu den Verwaltungsgrundsätzen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 237.
Joseph von Lehner: Der Sturz d. Republik Venedig u. d. Occupation i. Provinzen durch Oesterreich. Bd. V, S. 1.
Georg Deutsch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Bd. V, S. 65.— Dr. Beda Dubis, Bd. IX, S. 221.
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungs Geschichte. Bd. V, S. 289.
Eugen Gelcich: Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Bd. V, S. 311.
Eugen Guglia: Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.
Paul von Radics: Habsburg-Deumale in Oesterreich-Ungarn. Bd. VI, S. 1.
Alexander Gigg: Gerhard von Swieten Bd. VI, S. 113.
Graf Georg Apponyi's Denkschrift zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs. Bd. VI, S. 241.
Eugen Gelcich: Kuglers Boscovich. Ein Beitrag zur culturgeschichtlichen Bedeutung Ragusa's. Bd. VI, S. 332.
Hans Schaller: Die Regierung d. nordamerik. Republik u. d. ung. Frage i. J. 1848 u. 49. Bd. VII, S. 1 u. Bd. X, S. 1.
Karl Freiherr von Binder-Kriegelstein: Der Tag von Solferino. Bd. VII, S. 101.
Wilhelm Schramm: Mähren unter Karl VI. Bd. VII, S. 241.
Georg Deutsch: Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Bd. VII, S. 177 u. 259.
Joh. B. Meyer: Kaiser Joseph II. Handbillet v. 4. Dec. 1783 üb. d. Besorgung d. Regierungsgeschäfte. Bd. VIII, S. 65.
Wincenz Gohlert: Die Dynastie Habsburg-Lothringen. Historisch-statistische Studie. Bd. VIII, S. 117.
Eugen Guglia: Kaiser Joseph II. und der Passauer Kirchenstreit. Bd. VIII, S. 186.
Paul von Radics: Die Reisen Kaiser Joseph II. Bd. VIII, S. 241 und Bd. IX, S. 1.
Peter Anton v. Schlichta: Die Entwicklung d. böhm. Adels. Bd. IX, S. 81, 193 u. 265, Bd. X, S. 10, 125, 193 u. 274.
Karl Freiherr von Binder-Kriegelstein: Die Schlacht von Magenta. Bd. IX, S. 115.
Wilhelm Frankó: Die europäische Politik des Königs Mathias von Ungarn. Bd. X, S. 65.
Franz von Krones: Aus der Zeit der Befreiungskriege. 1813 bis 1815. Bd. X, S. 257.
Franz Ilwof: Erzherzog Johann u. d. steiermärkische Landwirth Paul Adler Bd. XI, S. 25.

Öffentlicher Unterricht.

- Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.
Friedrich Simonh: Die Zweitteilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.
Wilhelm Erner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 59.
Albert Ziq: Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Bd. III, S. 41.
Eugen Gelcich: Die österreichisch-ungarischen Seeschiffahrtsschulen. Bd. III, S. 328.
Sigmond Grünberg: Das Volksschulwesen in der Bukowina in seiner historischen Entwicklung. Bd. V, S. 193.
E. Fr. v Swieten: D. Reform d. Universitätsstudien in Oesterreich d. v. Swieten. Bd. VI, S. 297, u. Bd. VII, S. 21.
J. P. Schwider, Das Mittel- und Hochschulwesen in Ungarn. Bd. XI, S. 91.

Volkswirtschaft.

- Alex. Beer: Die ung. Landesausstellung v. 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn u. d. Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18.
Heinrich Kröhle: Die Bedeutung der Binnenschiffahrt. Bd. I, Heft II, S. 14.
Max von Santken: Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.
Alexander Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.
Johann Funsalbh: Die Flußregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.
Johann Berger: Die Wienflußregulirung. Bd. I, Heft VI, S. 35.
Johann Aupisger: Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Bd. II, Heft VIII, S. 42.
Friedrich Kleinwächter: Die Czernowitzer Ausstellung von 1886. Bd. II, Heft IX, S. 5.
Stephan Molnár: Ungarns Weinbau und Weinhandel. Bd. II, Heft I, S. 10.
Raphael Hoffmann: Das Berg- und Süttenwesen Oesterreich-Ungarns. Bd. II, Heft I, S. 19, u. Heft IX, S. 40.
Julius Wolf: Der Alkoholismus in den österreichischen Ländern. Eine statistische Skizze. Bd. III, S. 243.
Adolf Beer: Oesterreich und die deutschen Handelsvereinigungsbestrebungen in den Jahren 1817 bis 1820. Bd. III, S. 273.



Goethe

das Haus Habsburg und Oesterreich.

Eine Studie von P. v. Radics.

(Aus Anlaß des 600jährigen Gedenktages des Todes Kaiser Rudolf I.
von Habsburg 15. Juli 1291.)

„Das historisch Interessante für uns fing erst mit
Rudolf von Habsburg an, der durch seine Mannheit
so großen Verwirrungen ein Ende gemacht“

sagt Goethe in seinen Lebenserinnerungen an die Jugendzeit, da man ihn nur mit Mühe aus dem großen Kaisersaale seiner Geburtsstadt herausbringen konnte, wo die Brustbilder der sämtlichen römisch-deutschen Kaiser in einer gewissen Höhe umher gemalt waren und da er Denjenigen für seinen wahrsten Freund hielt, der ihm etwas von ihren Thaten zu erzählen wußte! ¹⁾

Die vom Altmeister deutscher Dichtung so trefflich ausgeführte Kennzeichnung der Vollbedeutung des Gründers der Dynastie Habsburg für die Geschichte, sie spricht recht eindringlich zu uns in dem Augenblicke, wo wir darangehen, die in dessen unvergänglichen Dichtwerken und bis heute erschlossenen Briefwechseln niedergelegten und zum Ausdruck gelangten Beziehungen Goethe's zu unserem erhabenen Regentenhause und zu unserer Heimath Oesterreich in einem, freilich wohl nur gedrängt möglichen, Gesamtbilde zusammenzufassen, sie spricht aber um so eindringlicher heute zu uns, da eben der 600ste Gedenktag eintritt an das Hinscheiden Rudolf I. von Habsburg, welcher Erinnerungstag uns denn auch den nächsten Anlaß zur Veröffentlichung dieser unserer kleinen Studie bieten mag!

Aus dieser unserer Zusammenfassung — zu der mir die erste Anregung aus einem der für mich stets so fruchtbaren Gespräche mit

¹⁾ Sämmtl. Werke, Gef. Ausg. letzter Band, XXIV, 27.

dem feinsinnigen hochgebildeten Schloßherrn von Arch, Herrn Felix Edlen v. Lent, geworden — möge dem freundlichen Leser in raschem Ueberblicke das Hauptfächlichste von dem vor Augen treten, was Goethe aus der Fülle der ihm in Oesterreich und durch Oesterreich zugekommenen Eindrücke vielfältig in seinen Schriften wiedergegeben hat; es möge aber auch so recht klar und deutlich vor Augen treten, wie hoch Goethe selbst den Einfluß seiner wiederholten Anwesenheit in Oesterreich, seiner Intimität mit der Gesellschaft Oesterreichs, seines ununterbrochenen Verkehrs mit den Besten und Vorzüglichsten seiner österreichischen Zeitgenossen auf sein künstlerisches Schaffen, insonderheit auf sein wissenschaftliches Wirken angeschlagen hat!

Land und Leute.

Auf seinen wiederholten Ausflügen nach Böhmen, meist zum Curgebrauche in dem altberühmten Kaiser Karlsbade, in Teplitz und Marienbad, dann auf den beiden italienischen Reisen durch Tirol, sowie auf der Tour mit seinem Herzoge nach Galizien lernte Goethe Land und Leute in verschiedenen Gegenden von Oesterreich kennen.

Vorerst bot ihm hierzu das in wissenschaftlicher, wie social-geistiger Beziehung reichhaltigen und mannigfaltigen Stoff gewährende nordwestliche Böhmen ausgiebige Gelegenheit, zumal er sich hier einerseits mit dem Studium des Bodens zu naturwissenschaftlichem Zwecke eindringlich beschäftigte und andererseits sein oftmaliges Wiederkommen — er erschien im Ganzen sechzehnmal in Böhmen — und sein in der Regel wochenlanges Verweilen eine genaue Erkenntniß der topo- und ethnographischen Verhältnisse dieses Landes wesentlich förderte.

Zum ersten Male kam Goethe im Jahre 1785, begleitet von seinem Freunde, dem Major Knebel, von Jena aus über das Fichtelgebirge nach Oesterreich, beziehungsweise nach Böhmen, und zwar in das Kaiser Karlsbad (5. Juli).

Gleich bei dieser ersten Anwesenheit auf österreichischem Boden gab er sich der Betrachtung der ihn hier umgebenden reizvollen Natur mit all seinem reichen Sinne dafür hin, was für ihn später immer anziehender wurde, womit er sich immer eingehender beschäftigte, was ihm so viel Genuß, der Wissenschaft durch ihn so viel Förderung bringen sollte.

Zunächst war es die Flora, die ihn hier fesselte. Er hatte sich nämlich auf dem Burgwege in Jena den eben mit der Botanisirtrummel am Rücken von einer Excursion heimkehrenden 17jährigen Dietrich

(nachherigen Dr. Friedr. Gottlieb Dietrich)¹⁾ als botanischen Reisebegleiter engagirt, und Goethe schildert selbst, wie der Landnabe in kurzem Westchen seinem Wagen folgte und ihm die blühenden Pflanzen hinreichte nach Art eines Herolds, dabei die Linné'schen Bezeichnungen, Geschlecht und Art ausrufend, wiewohl manchmal mit falscher Betonung. Auch in Karlsbad selbst ward der Unterricht fortgesetzt. Früh Morgens, noch ehe Goethe seine Becherzahl geleert, brachte der junge Mann große Bündel von Blumen und Kräutern an den Brunnen und erregte mit seinen lateinischen und griechischen Bezeichnungen die Bewunderung der Badegäste.

Schon in dieser ersten „Saison“ in Oesterreich knüpfte aber Goethe, wie dies an anderer Stelle des Näheren auszuführen sein wird, innige Beziehungen mit unserer Gesellschaft an, und waren es vornehmlich auch Mitglieder der polnischen Aristokratie, für welche Karlsbad seit undenklichen Zeiten ein beliebtes Rendezvous gewesen und mit denen er hier näher bekannt wurde. Zum ersten Male lernte der Dichter die Liebenswürdigkeit und Anmuth der Polinnen, die feine Bildung und ritterliche Gesinnung, den anmuthigen Gesellschaftston und die berühmte Gastfreiheit der Polen kennen.²⁾

Aus ihrem Weimarer Kreise, den die Freunde Goethe und Knebel hier in Karlsbad getroffen und dem außer der Herzogin Louise unter Anderen auch Herder und Frau v. Stein angehörten, trennte sich zuerst Knebel zu einem weiteren Ausfluge nach Bayern und Tirol woher er dann Berichte an Goethe sendete.

Goethen waren hiervon — wie Riemer³⁾ schreibt — besonders die mineralogischen Bemerkungen durch Tirol von Werth und er gab Knebeln das Zeugniß, daß er auf dem rechten Wege sei. „Du siehst, wie nothwendig jene ersten großen Begriffe sind, auf denen ich ruhe und zu ruhen empfehle, um über große und neue Gegenstände der Natur und Cultur richtig und leicht zu urtheilen. Der Mensch ist mit seinem Wohnort so nahe verwandt, daß die Betrachtung über diesen uns auch über den Wohnort aufklären muß.“

Goethe war länger in Karlsbad geblieben und hatte von hier aus unter Anderem auch das durch sein Silberbergwerk berühmte Joachimsthal, den Namensgeburtort der „Thaler“ (Joachims-

1) W. Büsgen über Goethe's botanische Studien. Goethe-Jahrbuch XI, 147 ff.

2) Karpeles: Goethe in Polen. Berlin 1890, S. 6.

3) Mittheilungen über Goethe, II, 193.

thaler, auch Schlickthaler) besucht und kam dann, schon auch mit mineralogischer Beute reichlich versehen, nach Weimar zurück.

War Goethe im nächsten Jahre (1786) wieder zur Cur nach Karlsbad gekommen und wohnte er auch mit vollstem Behagen der sehr glänzenden ¹⁾ Saison dieses Jahres bei — schon machte er auch und selbst bei Regen landschaftliche Aufnahmen ²⁾ — so war, wie allbekannt und vielgeschildert, doch bereits in seinem Innersten der Plan zur vollsten Reise gediehen, sobald es anginge, ganz insgeheim im lieben Incognito die Befreiungsreise, wie Robert Keil ³⁾ es mit dem richtigen Worte bezeichnet, nach Stalien anzutreten, dem er vorher schon mit Sehnsucht entgegengesungen: ⁴⁾ „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen . . . dahin, dahin möcht' ich . . ziehn.“ ⁵⁾

Zuvor aber bewies er noch, wie sehr er bereits mit der Sinnesart der Bevölkerung um Karlsbad vertraut geworden, indem er für die Bäuerinnen von Engelshaus den Abschiedsgruß an den vor ihm abgereisten Herzog Karl August in Knittelversen recht artig fertigte und darin die ländlichen Nymphen als Sprecherinnen „aller schönen Frauen“ des Weltcurortes, in landesüblichem Anklänge also schließen läßt: „So manche Kollatschen ⁶⁾ man früh und spät / bei dem Kurfürsten ⁷⁾ gebacken hat / Soviel Segen nimm mit fort / Von dem heilsamen schönen Ort.“ ⁸⁾

Auf eine sehr freundliche Weise hatte die Gesellschaft von Karlsbad unter Anderem Goethe's Geburtstag, den 28. August, gefeiert und er den Faust vorgelesen; ⁹⁾ allein für ihn war nicht länger zu säumen und er stahl sich fort zeitlich morgens am 3. September.

Jedermann glaubte Dich in Böhmen — schreibt „Frau Kath“ aus Frankfurt an ihren Sohn unterm 17. November, als sie seinen

¹⁾ Goethe in Karlsbad von Dr. E. Hlawacek. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage von Dr. Victor Kufz, 1883, S. 12.

²⁾ Goethe's Briefe an Frau v. Stein. Herausgegeben von Schöll, II, 335.

³⁾ Ein Goethe-Strauß. Deutsche Verlangsanstalt. Stuttgart 1891, S. 176.

⁴⁾ Hempel, Classifier-Auszg. Goethe's sämmtl. lyr. Gedichte von Fr. Strehle, I, 123. Anm. zu Mignon.

⁵⁾ Ebenda.

⁶⁾ Die Kollatschen ein sehr beliebtes Gebäck.

⁷⁾ Haus zu den sieben Kurfürsten am Markte in Karlsbad.

⁸⁾ Hempel l. e., III, 247.

⁹⁾ J. Minor, „Goethe und die Gräfin Lanthieri“, in „Die Grenzboten“ 1889, S. 317.

Brief aus Rom erhalten, der sie „mehr als eine Erscheinung in Verwunderung gesetzt“.

„Einem Menschen, wie Du bist“ — fährt die treffliche Frau fort — „mit Deinen Kenntnissen, mit Deinem großen Blick vor Alles, was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reize auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen.“¹⁾ Und wie diese seine erste italienische Reise ihn vergnügt und glücklich gemacht, das spiegelt sich hell und klar in seiner tagebuchartigen Beschreibung derselben.

Nicht eben den kleinsten Theil freudigster und fröhlichster Impressionen, die er auf dieser heimlichen Fahrt empfangen, stellen aber jene Eindrücke dar, die ihm auf der Tour aus Bayern durchs Tirol geworden. Er kam über Scharnitz her, dann „durch das unbeschreiblich schöne und vom hohen Sonnenduft noch herrlicher gemachte Innthal über das im breiten reichen Thale zwischen hohen Felsen und Gebirgen gelegene Innsbruck, an den zum Feste Mariä Geburt nach Wilten wallfahrenden, herrlich gepuzten Menschen vorüber, dann die den Augen unzählige Abwechslungen bietende Schlucht hinauf — da „hülft kein Beschreiben“ — wieder an Dörfern, Häusern, Häuschen, Hütten vorbei, Alles weiß angestrichen, zwischen Feldern und Hecken auf der abhängenden hohen und breiten Fläche — bald verändert sich das Ganze, das Benutzbare wird zur Wiese, bis sich auch das in einen steilen Abhang verliert — und so fort bis auf die Höhe des Brenner, wo er im Posthause, einem Ruhepunkt, einem stillen Ort — „wie ich ihn mir nur hätte wünschen können — Halt machend, den ersten: „Karlsbad bis auf den Brenner“ betitelten Abschnitt seiner Reiseaufzeichnungen zu Papier brachte (9. September Abends), nach einem Tage, den man jahrelang in der Erinnerung genießen kann.“

Waren ihm schon daheim „im Reiche“ ab und zu jene typischen Gestalten tirolischer Hausfexer begegnet, wie er sie auch in seinem (zwischen 1773 und 1774 entstandenen) Schönbartspiel: „Fahrmarttsfest zu Plundersweilen“ mit dem Refrain: „Kauft allerhand, kauft allerhand, kauft lang und kurze Waare“ hat auftreten lassen, so fand er sich nun mitten unter dem wahren unverfälschten Volke, das er drastisch bezeichnet als „die Nation wacker und vor sich hin“, und von dessen äußerer Erscheinung er die braunen wohlgeöffneten Augen und sehr

¹⁾ Dieser Brief zuerst mitgetheilt in Sebastian Brunner's: Die theologische Dienerschaft Kaiser Joseph II., S. 157 f.

gut gezeichneten Augenbrauen bei den Weibern, die blonden und breiten Augenbrauen bei den Männern besonders betont, an der Tracht der Männer die grünen Hüte hervorhebt, „die zwischen den grauen Felsen ein fröhliches Ansehen geben“.

Nachdem er es versucht, die Herberge am Brenner in ihrer Lage zu zeichnen, ging es in die Nacht hinein — der Mond beleuchtete ungeheure Gegenstände, einige Mühlen zwischen uralten Fichten über dem schäumenden Strom waren völlige Eberdingen ¹⁾ — den Brenner hinab.

„So leid es mir that“ — sagt er — „diese herrlichen Gegenden mit der entzücklichsten Schnelle und bei Nacht, wie im Fluge zu durchreisen, so freute es mich doch innerlich, daß ein günstiger Wind hinter mir herblies und mich meinem Wunsche (Stalien) zujagte.“ Mit Tagesanbruch ersah er die ersten Nebenhügel, milde, sanfte Luft erfüllte die Gegend, das Thal von Bozen lag vor ihm. Und in Bozen selbst erfreuen den Frankfurter Patricier die vielen Kaufmannsgesichter beisammen, auf dem Markte fällt sein Blick auf die Obstweiber mit ihren runden flachen Körben über 4 Fuß im Durchmesser, worin die Pfirsiche nebeneinander lagen, daß sie sich nicht drücken sollten, ebenso die Birnen. Möchte er gleich im Verfolge der Schilderung seiner Weiterreise von Bozen bis Verona mit großer Lust bei einer Detailirung der Bozener Messe verweilen, um alle die Producte zu beleuchten, welche hier auf einmal zusammengefunden werden, so läßt ihn doch andererseits der Trieb, die Unruhe, die hinter ihm ist, nicht rasten, und mit dem Selbsttroste, „daß in unseren statistischen Zeiten dies Alles wohl schon gedruckt ist und man sich gelegentlich davon aus Büchern unterrichten kann,“ ruft er aus: „Mir ist jetzt nur um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild giebt.“

Noch ganz unter dem übermächtigen sinnlichen Eindrucke von der Fahrt Bozen-Trient zeichnet er mit Worten das von seinem Adlerauge erfaßte, von all seinen Sinnen noch reicher belebte, den Süden kündende Landschaftsbild: „Die Etzsch fließt nun sanfter und macht an vielen Orten breite Kreise. Auf dem Lande, nah am Fluß die Hügel hinauf, ist Alles so enge an- und ineinander gepflanzt, daß man denkt, Eins müsse das Andere ersticken. Weingeländer, Mais, Maulbeerbäume, Aepfel, Birnen, Quitten und Nüsse. Ueber Mauern wirft sich der Attig lebhaft herüber. Epheu wächst in starken Stämmen die Felsen hinauf und verbreitet sich weit über sie; die Eidechse schlüpft

1) Bekanntlich ein berühmter holländischer Landschaftsmaler.

durch die Zwischenräume, auch Alles, was hin und her wandelt, erinnert Einen an die liebsten Kunstbilder. Die aufgebundenen Böpfe der Frauen, der Männer bloße Brust und leichte Sacken, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markt nach Hause treiben, die beladenen Eselchen, Alles bildet einen lebendigen bewegten Heinrich Roos.¹⁾ Und wenn es Abend wird, bei der milden Luft weniger Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr stehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geschrille der Heuschrecken laut zu werden anfängt, da fühlt man sich doch einmal in der Welt zu Hause, und nicht wie geborgt und im Exil. Ich lasse mir's gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Walfischfange zurückkäme. Auch der vaterländische Staub, der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich so lange nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengeläute der Heuschrecken ist allerliebste, durchdringend und nicht unangenehm. Lustig klingt es, wenn muthwillige Buben mit einem Feld solcher Sängerrinnen um die Wette pfeifen. Man bildet sich ein, daß sie sich wirklich steigern. Auch der Abend ist vollkommen milde wie der Tag"

In Roveredo steht Goethe an der Sprachgrenze, „oben herein schwankt es noch immer vom Deutschen zum Italienischen“, nun aber „da stockwelsch Postillon und Wirth muß er seine Sprachkünste versuchen“.

Noch hält er in Torbole am Gardasee! Ein köstlich Schauspiel die schönsten Kalkfelsen zu malerischen Studien! Hier weist das Menu neben dem Wohlleben an Früchten — er trifft zum ersten Male die weißen kleinen, von der schönen Gräfin Lanthieri versprochenen Feigen — auch noch die in Torbole selbst gefangene Forelle (gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunterkommt) „mit dem Geschmack zwischen Forelle und Lachs zart und trefflich“.

Angefihts all der Herrlichkeiten in Südtirol und speciell am Gardasee gedachte er seiner zurückgelassenen entfernten Freunde! Gewiß war es am Gardasee (12. September) — sagt Niemer²⁾ — wo er einsam am Ufer sitzend, seine Empfindungen Sphigenien³⁾ in den Mund legend, sie in die Worte ausbrechen läßt:

1) Pfälzischer Thier- und Landschaftsmaler, gest. zu Frankfurt a/M. 1685. Schuchardt: Goethe's Ital. Reise 1862, I, 630.

2) Mitth., II, 211 — W., XXVII, 251.

3) Auf dem Brenner hatte er das Manuscript der Sphigenie aus dem Koffer geholt.

Denn, ach, mich trennt das Meer von den Geliebten
 Und an dem Ufer steh ich lange Tage
 Das Land der Griechen mit der Seele suchend ¹⁾
 Und ganz meine Seufzer bringt die Welle
 Nur dumpfe Töne brausend mir herüber,
 Weh dem, der fern von Oestern und Geschwistern
 Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
 Das nächste Glück vor seinen Lippen weg. — — — —

Der für uns hier letzte Abschnitt der italienischen Reise datirt aus Verona den 16. September 1786!

Ein zweites Mal kam Goethe durch Tirol im Jahre 1790 und dies aus dem Anlasse, die verwittwete Herzogin von Sachsen-Weimar aus Stalien heimzuleiten. „Ich mache mich reisefertig“ — schreibt er an Karl August aus Weimar 1. März — „um aufzubrechen wenn Sie es für gut finden; es macht mir diese Excursion viele Freude,“ ²⁾ und am 3. April meldet er an denselben (aus Venedig), „Am 31. März bin ich in Venedig glücklich angelangt nach einer vernünftigen Reise. Das Wetter war meist schön, besonders durch: Tirol . . . , bei Bozen blühten Mandeln und Pfirschen.“ ³⁾ Wie der um die Förderung der Goethe-Forschung in unseren Tagen höchstverdiente Director des Goethe-Archivs in Weimar Prof. Dr. Suphan festgestellt hat, machte Goethe auch auf dieser Tour durch Tirol wieder Station auf dem Brenner, und zwar vom 21. auf den 22. März. ⁴⁾ Auf dem Rückwege von Venedig, in Begleitung der Herzogin-Wittwe, weilte Goethe in Innsbruck vom 5. bis 7. Juni. Der nächste Anlaß zu diesem Aufenthalte in Tirols Hauptstadt war für die Herzogin — eine geborene Braunschweig-Wolfenbüttel und als solche verwandt mit dem Erzhaufe Oesterreich durch die Kaiserin Elisabeth (Karl VI. Gemahlin) — die Begrüßung der hier als Abtissin des adeligen Damenstiftes residirenden Erzherzogin Maria Elisabeth (zweitälteste Tochter Maria Theresia's). Dieser Besuch brachte am Abende des ersten Tages ihrer Anwesenheit ein im Riesensaal der Hofburg angeordnetes großes Appartement, Tags darauf Mittags eine Hofstafel — nach dem Gegenbesuch Ihrer kaiserlichen Hoheit bei der Herzogin im Gasthose zum „goldenen Adler“ — und

¹⁾ Oculis animoque.

²⁾ Briefwechsel des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe. Weimar 1863, II, 161.

³⁾ Ebenda, II, 162.

⁴⁾ Goethe-Jahrbuch, X, 259.

Abends eine Vorstellung im prächtig beleuchteten Theater, „wofelbst die Noblesse in der Hofloge die Aufwartung machte“. Diesen Festlichkeiten wohnten die Begleitung der Herzogin-Wittwe Se. Excellenz „der berühmte Goethe“, Kämmerer vom Einsiedel und Obersthofmeisterin Fräulein von Goechhausen bei.¹⁾

Noch einmal im Jahre 1790 betrat Goethe österreichischen Boden, und zwar im Anschlusse an den mit Karl August nach Oberschlesien unternommenen Ausflug, der sich dann auch weiter nach Galizien erstreckte.

Der Dichter hat in den Tag- und Jahreshesten darüber freilich nur die lakonische Notiz hinterlassen: „Eine Lustfahrt nach Wieliczka und einen bedeutenden Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. s. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrungen und Begriffen.“

Nähere Aufschlüsse verschafft aber das von Zarncke meisterhaft entzifferte Notizbuch Goethe's von der schlesischen Reise.²⁾

Von Tarnowitz aus, deren Knappschafft Goethe unterm 4. September 1790 das vielfach angegriffene Epigramm³⁾ ins Fremdenbuch geschrieben, besuchten die Reisenden die alte Krönungsstadt Krakau (— wo sie, wie Zarncke aus einem zweiten Notizbuch nachweist, am 7. September wieder gewilt —),⁴⁾ die berühmten Salzwerke von Wieliczka (am 6. September)⁵⁾ und den bekannten polnischen Wallfahrtsort Gzenstochau. (Die Route, die sie genommen, ist nicht festgestellt.) Das Notizbuch nennt einige Hauptzeugnisse der österreichischen Salzwerke: Schibifer Salz, Grün-Salz (zwei Hauptarten der in Wieliczka gewonnenen Salze), Gypsipat, es wird Professor Karl August Scheidt in Krakau erwähnt, der viele Schriften über Bergbau, Salzwerke, Kohlenlager und auch über Steinschneidekunst herausgegeben. Nach Zarncke's Vermuthung mag Goethe hier auch die Notizen gesammelt haben, die in dem Notizbuche über den Kohlen- und Holzverbrauch, sowie über das Verhältniß des Holzes zur Kohle zu lesen sind, desgleichen werden wohl zu dieser Reise die mannigfachen Ma-

1) Zoller: Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt Innsbruck. Innsbruck in der Wagner'schen Buchhandlung, 1825, II, S. 299.

2) Fr. Zarncke: Goethe's Notizbuch . . . Leipzig 1884.

3) Hempel: l. c. I, 352.

4) Gütig freundliche Mittheilung des Herrn Prof. Dr. Fr. Zarncke an den Verfasser.

5) Desgleichen.

schinenzeichnungen gehören, die sich an anderer Stelle dieses Vormerkbuches vorfinden.

Gleichwie die merkwürdigen Baudenkmäler Krakaus, in erster Linie das Wawelschloß und die mannigfachen Erinnerungen an Faust in der Jagellonischen Hochschule, und wie das altberühmte Salzbergwerk Wieliczka für ihn, „dem ja kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig und keine Höhle labyrinthisch genug“ als Fachmann von besonderem Interesse gewesen sein mag, so dürfte ihn — wie Karpeles ¹⁾ mit Recht sagt — noch durch die Fremdartigkeit des Bildes der alte Wallfahrtsort Czestochau gefesselt haben, wo sich eben in den ersten Septembertagen Hunderttausende von Pilgern aus Polen, Oberschlesien und allen katholischen Ländern beim Gnadenbilde der „schwarzen Mutter Gottes“ zusammenfanden! Sa, dem Besuche in Wieliczka mißt Karpeles dann auch die Einführung der „grünen Schlange“, in das „Märchen“, in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ bei. ²⁾

Als Goethe 1793 auf der Rückkehr von der Campagne in Frankreich begriffen, in einem schweren Wagen mit vielen Hindernissen zu kämpfen hatte, da wünschte er sich lebhaft sein böhmisches Wägelchen herbei, wie er sie bei seinen Reisen nach Böhmen (1785 und 1786) kennen und schätzen gelernt. ³⁾

Nun, zwei Jahre später konnte er sich wieder der böhmischen Wägelchen erfreuen, denn 1795 kam er zum dritten Male nach Karlsbad, wohl mit dem Vorhaben, seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, zu denen ihm die Umgebung des Curortes so reichlichen Stoff bot, einer Durchsicht zu unterziehen; doch es kam nicht dazu, da ihn diesmal die Gesellschaft ganz in Anspruch nahm.

Besser ging es ihm mit seinem Mineralogisiren in den nächsten Karlsbader Saisons 1806 und 1807, wo er an dem Steinschleifer Joseph Müller, dessen Sammlung Goethe ordnete und beschrieb, ⁴⁾ einen treuen Gefellen auf seinen mineralogisch-geognostischen Ausflügen wiederfand und mit Baron Mackniß, dem Verfasser der „Briefe über Karlsbad und die Naturproducte der dortigen Gegend“ und anderen Naturfreunden „bedeutenden Gebirgsarten“ nachging! ⁵⁾

¹⁾ L. e. S. 18.

²⁾ L. e. S. 19.

³⁾ Sämmtl. Werke (Ausg. in VI Bänden). Teßchen, Prochaska, 1870, IV, 684.

⁴⁾ Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und über Karlsbad: angezeigt und erläutert von Goethe. Karlsbad 1807. 8°.

⁵⁾ Tag- und Jahreshefte.

Noch elfmal von 1808 bis 1823 kam Goethe nach Böhmen, und da er in diesem weiteren Zeitraume außer Karlsbad auch noch Franzensbad, Tepliz und in den letzten drei Jahren Marienbad zu längerem Curaufenthalte besuchte, so lernte er das nordwestliche Böhmerland genau kennen.

Davon zeugen seine naturwissenschaftlichen Arbeiten im Allgemeinen und insbesondere seine Schrift „zur Kenntniß der böhmischen Gebirge“ (1817); als Hauptpunkt seines Interesses stellt sich aber in dieser Richtung „der Kammerbühel“ mit seinen Problemen dar, dem drei Aufsätze gewidmet erscheinen.

Der Kammerbühel bei Eger war es auch, dessen Durchforschung zum Zwecke der Erhärtung seiner Ansicht von dem vulcanischen Charakter desselben der „Altmeister deutscher Dichtung“ seinem Freunde dem von Röggerath als „Altmeister der Naturforschung“ bezeichneten Grafen G. Kaspar v. Sternberg als Erbschaft hinterlassen hat, welches Erbstück Graf Sternberg in vollster Pflichttreue und unter großem Kostenaufwande der Wissenschaft derart nutzbar machte, daß man dann bis zum Urphänomen vordringen und den Kammerbühel in vollem Einklange mit Goethe's Annahme als echten Vulcan constatiren konnte.¹⁾

Die persönliche Bekanntschaft Goethe's mit dem Grafen Sternberg begann 1822 (in Marienbad), nachdem das Interesse und Streben über naturwissenschaftliche Probleme ins Klare zu kommen, die beiden schon im Greisenalter stehenden Männer zwei Jahre vorher in brieflichen Verkehr gebracht hatte. Der bis in Goethe's letzte Lebensstage (bis in den 15. März 1832) fortgesetzte umfangreiche Briefwechsel Beider beweist, „daß und wie aus dem regen Verkehre der Greise Beiden für ihre besten Strebungen eine neue Belebung erwuchs und man daher wohlthut, von ihrem persönlichen Zusammentreffen einen neuen Lebensabschnitt zu datiren“.

Und noch einen getreuen Mitarbeiter, den aber er selbst erst in die Mineralogie eingeführt, fand Goethe bei seinen naturwissenschaftlichen Studien in Böhmen in dem für alles Heimathliche hochbegeisterten Polizeirath Grüner in Eger, mit dem er (gleichfalls bis in seine letzten Lebensstage und gleichfalls bis zum 15. März reichend) eine lebhafteste Correspondenz unterhielt.

¹⁾ Bratranek F. Th.: Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf Sternberg (1820 bis 1832). Wien 1866, 53.

Die vom Rathe Grüner (1853) unter dem Titel: „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner“ erschienene Schrift bezeugt uns auf jedem Blatte neben der hingebungsvollen Antheilnahme Grüner's an der naturwissenschaftlichen Erforschung des böhmischen Bodens durch Goethe, hervorragend die von Goethe den ethnographischen Verhältnissen des eben diesbezüglich so merkwürdigen Egerlandes gewidmete, in die kleinsten Einzelheiten gehende Beachtung und Würdigung.

Gleich bei der ersten Begegnung, als Grüner den von Goethe in Eger nach dem Magistrate gesendeten Paß vidirt selbst in den Gasthof überbrachte, 26. April 1820, richtete „der große Mann“ an den städtischen Beamten verschiedene Fragen, die sich zuerst auf den Kammerbühel, aber auch auf die Kleidertracht, Sprache und Geschichte des Egerlandes bezogen.¹⁾

So oft nun Goethe wieder mit Grüner zusammentraf, bildeten die von Letzterem hierüber verfaßten Aufzeichnungen, deren colorirte Abbildungen Göthen besonders ansprachen, den Gegenstand eingehender Unterhaltung. „Ich hatte“ — schreibt Grüner — „die älteste und die neueste Tracht bildlich dargestellt, um zu vergleichen, ob und inwieferne der allgemein herrschende Luxus auch auf sie eingewirkt habe; zugleich gab ich den Stoff und das Ellenmaß bestimmt an, wobei ich die ältesten und die jüngsten Bauernschneider zu Rathe gezogen hatte. Das hat sein Gutes“ — sagte Goethe — „man kann in der Folge wahrnehmen, ob und inwieferne der Luxus auf sie eingewirkt hat. Es wäre interessant, solche Aufzeichnungen auch von anderen Völkern zu haben.“²⁾ Und bei anderer Gelegenheit that Goethe über die Egerländer den schönen Ausspruch: „Es ist ein wackeres abgeschlossenes Volk. Ich habe die Egerländer wegen ihrer beibehaltenen Kleidertracht, die ich in früheren Jahren wahrnahm, liebgewonnen.“³⁾

Wie sehr ihn das Volksthümliche im Egerlande anzog, beweist, daß er, nachdem er 1821 dem großen pompösen Kirchenfeste, zugleich Erntedankfagungsfeste am St. Vincenztage (25 August), in Gesellschaft Grüner's beigewohnt, im nächsten Jahre, da er in derselben Zeit in Eger eintraf, sogleich an Diesen die Frage stellte: Am Sonnabend besuchen wir doch wieder das Vincenzfest, und sonach in sein Tagebuch bemerkt: „Das Fest St. Vincenz des Stadtpatrons gefeiert.“

¹⁾ L. c. S. 1.

²⁾ L. c. S. 168.

³⁾ L. c. S. 7.

Die so volksthümlich sich gestaltenden kirchlichen Feste Böhmens zogen überhaupt Goethe's Aufmerksamkeit auf sich, und das St. Nepomukfest veranlaßte ihn z. B. am 15. Mai 1820, in seiner letzten Karlsbader Saison zu dem bekannten Gedichte: St. Nepomukabend. ¹⁾)

In Gesellschaft Grüner's besuchte er Schulen, nahm eine Prämienvvertheilung vor, gab Urtheile über Schulbücher und Professoren ab, besichtigte Fabriken und Bergwerke, wählte sich zur Mitnahme nach heim Producte des Industrie- und Gewerbefleißes aus, so z. B. die Proben von nach Brüsseler Art erzeugten Spizen, wie sie ihm auf Schloß Hartenberg beim Grafen Auersperg vorgewiesen worden, Stücke Rattun, Karlsbader Stecknadeln, landesübliche Pfefferkuchen und Anderes mehr; ja selbst eine Maschine zum Zügeln der Dchsenhörner, wie er sie im Egerlande gesehen, dessen Dchsenschlag, nebenbei bemerkt, sein besonderes Gefallen gefunden, ließ er sich nach Weimar nachkommen!

Gelang es ihm durch „grenzenloses Klopfen“ des Gesteins in Böhmen, durch Tausch und käufliche Erwerbungen, nicht zu geschweigen, der entgegenkommenden freundlichen Mittheilungen aus den Cabineten des Herrn von Marienbad, des Prälaten Reitenberger vom Stifte Tepl und des Grafen Auersperg, seine Mineraliensammlung daheim in einer Weise zu bereichern, daß er darin eigene böhmische Abtheilungen als: Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad, Marienbader Sammlung, Karlsbader Suite und auch in der Suite „aus verschiedenen Gegenden“ Vielfaches aus Böhmen aufstellen konnte, ²⁾) so hat er andererseits seine Sammlung eigener Handzeichnungen gleichfalls aus Böhmen her durch manch erinnerungsreiches Stück vermehrt, unter Anderem — z. B. durch die Ansicht eines Theiles von Karlsbad in Vogelperspective mit gebirgiger Ferne, Quer-Octav, Feder und Sepia (vom Maler C. Lieber weiter ausgeführt) ³⁾) — gleichwohl wir wissen, daß er wiederholt sowohl einzelne Stücke als ganze Serien als Souvenirs an Damen hingab und heimjendete!

In wiederholten Aussprüchen des Altmeisters gegenüber dem Rathe Grüner und Anderen drückt sich seine große Vorliebe für Böhmen und insbesondere für den nordwestlichen Landstrich aus, welcher ihm so viel des Schönen und Guten geboten, und in einem Gespräche mit

¹⁾) Hempel: II, 187.

²⁾) Schuchardt: Goethe's Kunstsammlungen, III, 253 ff.

³⁾) Ebenda, I, 267, Nr. 354.

Eckermann sagt er noch 1829 (6. April) — nachdem er schon in die sechs Jahre nicht mehr nach Böhmen gefonnt —: „Das Böhmen ist ein eigenes Land, ich bin dort immer gerne gewesen.“¹⁾

Er sollte es nicht mehr schauen! — — —

Trotzdem Goethe aber so oft und wiederholt so lange in Böhmen geweilt, war er doch nie dazu gekommen, die Landeshauptstadt Prag zu besuchen, obschon er ab und zu den Plan gehabt, dahin zu gehen, so z. B. 1813, wie uns die Brieffstelle an Kiemer (aus Teplitz, 27. Juli) beweist: „Indessen muß ich alle Vorsätze, die ich zu meiner Belehrung und Erheiterung gefaßt hatte, aufgeben und kann weder in Dresden die französischen Schauspieler, noch die Merkwürdigkeiten von Prag sehen,“²⁾ und auch 1822 kam er nicht dahin, obschon ihn Staatsrath Schulz, der es 1819 besucht, dazu „angemahnt“,³⁾ ganz abgesehen von den vielfachen Einladungen seines Freundes Grafen Sternberg, des StifTERS des böhmischen Museums, dessen Mitgründer und Ehrenmitglied Goethe durch zahlreiche Spenden geworden!

Auch Oesterreichs Reichshaupt- und Residenzstadt Wien sah Goethe bekanntlich nie, wengleich ihm von den verschiedensten Seiten, so gewiß schon 1782 namentlich durch den sachsen-weimarischen Gesandten von Jsenflamm⁴⁾ und dann wiederholt in Böhmens Curorten durch Mitglieder der Wiener Gesellschaft das „große heitere Wien“ mit den lebhaftesten Farben gemalt worden und auch seinerseits bezüglich einer Wiener Reise die Absicht, das eine und andere Mal bestanden haben mag, wie dies z. B. aus einem Schreiben von Genz an ihn zu entnehmen.⁵⁾

In diesem Schreiben (ddo. Wien, 21. Februar 1811) heißt es nämlich: „Es thut mir überaus leid, daß Sie den Plan, diesen Winter nach Wien zu kommen — wenn es anders gegründet ist, daß Sie denselben eine Zeitlang genährt haben —, nicht zur Ausführung brachten,“ und im Anschlusse hieran stellt Genz Goethen eingehend dar, wie im Wiener Leben nunmehr das Spiel eine sehr unter-

1) Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 3. Auflage. Leipzig 1868, II, 71.

2) Briefe von und an Goethe. Leipzig 1846, S. 205.

3) Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schulz von H. Dünker. Leipzig. 256 f.

4) Goethe's Briefe an Frau v. Stein, II, 75: „Jsenflamm ist angekommen... Der soll mir Wien in- und auswendig schildern.“

5) Schriften von Friedrich v. Genz von G. Schlesier. Mannheim 1840, V, 271 ff.

geordnete, die Musik schon eine bedeutendere, eigentliche Unterhaltung und Gespräch aber die Hauptrolle spielt, wie das geistige Moment in den Salons vorherrsche und daß „jetzt in der Gesellschaft ein Mädchen von 17 oder 18 Jahren sich schämen würde, nicht mit allen seinen Werken mehr oder weniger vertraut zu sein!“

Genz ist es auch, der dem Dichter die „wundervolle Quelle“ von Gastein preist, sowie die Reise dahin „durch einen unbeschreiblich schönen und majestätischen Theil der Alpen“, und den Aufenthalt in dem geologisch und mineralogisch wichtigen Gasteiner Thal, aber um ihn auch nur zu kurzem Besuche dajelbst zu laden, erschien Genzen die Bewirthung zu schlecht und die Gesellschaft jener Tage zu unbedeutend.¹⁾

Ueber Tschl ward Goethe durch Karl August unterrichtet, der ihm die „natürliche Beschaffenheit“ des eben zur Zeit (1826) „so sehr gepriesenen Bades, das sehr häufig mit Nutzen besucht wird,“ nach den Ausführungen des Grafen Sternberg schilderte.²⁾

Graf Sternberg aber selbst führte seinen Freund im Geiste durch einen der schönsten und für sie Beide gleich hochinteressanten Theil der österreichisch-ungarischen Monarchie von Wien über die Alpen hin bis an die Gestade der Adria, da, wo heute die durch die Südbahn geschaffene Riviera Oesterreichs um Abbazia rasch erblüht und zukunftsfreudig dehnt, indem er ihm (1825) seine soeben gemachte „Reise längs der ausgedehnten Formation des Alpenkalkes von Steier über Eisenerz, Graz, Udria, Planina, wo der Jurakalk beginnt, diesen verfolgend über Triest nach Pola, über den Monte Maggiore zurück nach Triest und Görz, an dem Sponzo herauf auf den Predil und wieder herab in den Alpenkalk über Raibl und Bleiberg nach Klagenfurt längs den Braunkohlenwerken des Murthales nach Leoben und über den Semmering“ fachlich anregend und stimmungsvoll zugleich beschreibt, „von den Gegenständen, die dem Reisenden den tiefsten Eindruck zurücklassen,“ vor Allem die Tropfsteingrotte von Adelsberg und das Amphitheater von Pola in lebhaften Einzelschilderungen hervorhebend.³⁾

Und es erhielt Goethe von der und jener Seite vor und nachher noch Berichte und Erzählungen über Land und Leute in Oesterreich-Ungarn, aus Gegenden, die er mit leiblichem Auge nie zu schauen

1) L. e. 282.

2) Briefwechsel Karl August's mit Goethe, II, 283.

3) Bratranek, I. e. 159 f.

Gelegenheit hatte, Besucher und Correspondenten aus allen Theilen: Deutsche und Ungarn, Polen, Böhmen und Andere sprachen zu ihm und schrieben an ihn über Eigenthümlichkeiten ihrer Gegenden, über Besonderheiten in Sprache und Sitte ihrer Heimath in Oesterreich-Ungarn.

Den Gesamteindruck aber, den Goethe von Oesterreich als Ländergebiet gewonnen, was er davon in Selbstanschauung und Selbstbetrachtung genossen, was er darüber vernommen und erfahren, stellen die herrlichen Verse dar in seinem Hymnus an „Thron des Kaisers von Oesterreich Majestät“, die da lauten: ¹⁾

. . . wendet er in seinen weiten Reichen
Den Blick umher nach mannigfalt'gem Gut,
So übersieht er Fülle sondergleichen,
Die über allem ausgebreitet ruht;
Wo Ebne sich verflächet, Berge steigen,
Der Aehre Gold, der edlen Rebe Blut,
Und schaarenweis, zum Nutzen eingehändig't
Der Thiere Herden, die der Mensch gebändig't.

Und wo die großen Flüsse sich ergießen
Durch überbreites reichbebautes Land,
Mit schnellen Fluthen manche Städte grüßen,
Dort hält er gern das Auge hingewandt . . .

Haus Habsburg.

„Mein Großvater, der als Schöffe von Frankfurt über Franz den Ersten den Krönungshimmel getragen . . . und von der Kaiserin (Maria Theresia) eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwieger söhnen und Töchtern (während des siebenjährigen Krieges) auf österreichischer Seite. Mein Vater, von Karl VII. zum kaiserlichen Rath ernannt, neigte sich mit der kleineren Familienhälfte gegen Preußen . . . Und so war ich denn auch Preußisch oder, um richtiger zu reden, Frigisch gesinnt.“

Mit diesen Worten präcisirt Goethe in Wahrheit und Dichtung ²⁾ den politisch=dynastischen Standpunkt, auf den er sich in seinen Knabenjahren gestellt sah, fügt aber bei, daß bei den über die Verschiedenartigkeit der Gesinnungen der Großen im Elternhause entstandenen Zwistigkeiten schon dem Knaben das Gewahrwerden parteiischer Un-

¹⁾ Hempel: III, 286.

²⁾ Werke, XXIV, 70 ff.

gerechtigkeit sehr unangenehm, ja schädlich war, indem es ihn gewöhnte, sich von geliebten und geschätzten Personen zu entfernen.

Doch unparteiisch und gerecht, wie er es war, ließ er trotz seiner „Fritzischen Gesinnung“ „Maria Theresien ihre guten Eigenschaften gelten und verargte mit Gleichgesinnten auch nicht dem Kaiser Franz seine Liebhabereien“, ihm, den er bald in Begleitung seines Sohnes Joseph II. in der vollen Prachtentfaltung des römisch-deutschen Krönungszuges an seinem jugendlich entzückten Auge persönlich vorbeikommen sah.

Seine volle Unparteilichkeit und sein strenger Gerechtigkeitsfimmel ließen Goethen denn auch bei seiner historischen Rückschau auf die großen Gestalten der Geschichte aus dem Hause Habsburg für dieselben jene Sympathien fassen und hegen, die sich vorurtheilsloser Beurtheilung unwillkürlich und von selbst ergeben.

Ich habe den lapidaren Ausspruch des Dichtersfürsten über den Gründer unserer glorreichen Dynastie, wie er ihn in Erinnerung an seine Besuche des großen Kaisersaales in der Vaterstadt in Wahrheit und Dichtung gethan, zum Ausgangspunkte dieser Zeilen gewählt und an die Spitze derselben gestellt.

„Das historisch Interessante“ — wir wollen Goethe's Wort hier wiederholen — „singt für uns erst mit Rudolf von Habsburg an, der durch seine Mannheit so großen Verwirrungen ein Ende gemacht.“

Als „der junge Goethe“ dann vom Frühjahr 1770 bis Sommer 1771 in Straßburg weilte, da schaute er bei Betrachtung des gewaltigen Münsters wohl öfters mit „billigem Staunen“ auf zur fast lebensgroßen „Equestre-Statue“ Rudolf's, die eben erst ganz neu verfertigt, mit vieler Mühe und Kosten an dem großen Pfeiler bei der Rose aufgestellt worden war.¹⁾

Eine Episode aus dem Leben eines Mitgliedes der in der Schweiz zurückgebliebenen Familie Habsburg, aus dem Leben des Grafen Hans von Habsburg, gab Goethen den Stoff zu dem allerliebsten, 1798 entstandenen Gedichte: Das Blümlein Wunderschön, Lied des gefangenen Grafen.²⁾ Die Anregung zu dieser Ballade fand Goethe in Tschudi's „Schweizerischer Chronik“ (Aegidii Tschudii Chronicon Helveticum), in der er im October 1797 zu Stäfa gelesen, daß Graf

¹⁾ Werke, XXXIX, 365.

²⁾ Hempel: I, 132 ff.

Hans von Habsburg von 1350 bis 1352 auf dem Thurm zu Wellersberg bei Zürich gefangen gehalten gewesen und dort das Lied: „Ich weiß ein blaues Blümelein“ (es heißt Vergiß nit mein) gedichtet habe.

Sechszundzwanzig Jahre vorher hatte Goethe seinen „Götz“ vollendet, in welcher nach des Oesterreichers Ent vor der Burg Aussprüche „dem Wesen und der Form nach vorzüglichsten historischen Tragödie“¹⁾ der „letzte Ritter“ auf der Bühne erschien. Freilich sagt der Wiener Kritiker Wähner: „Die Figur des Kaisers Maximilian würde, mehr hervorgehoben, den Gedanken des Deutschen Reiches auch in seiner Zerrissenheit stärker vergegenwärtigt haben“;²⁾ doch darf dabei nicht übersehen werden, daß dasjenige, was Maximilian I. Regiment in Deutschland am meisten auszeichnet, die stetige und durch alle Verfügungen desselben durchleuchtende beste Absicht für dessen Bestes von Goethe mit den kurzen, aber vielsagenden Worten wohl charakterisirt ist, welche er seinem Götz selbst in den Mund legt: „Er meint's gut und möcht gern bessern.“ Nebenbei bemerkt, war Maximilian ein Gegenstand der Verehrung selbst von Goethe's Vater gewesen, und zwar aus dem Grunde, weil Kaiser Maximilian befohlen haben soll, daß der Zeichenunterricht besonders gepflegt werde und Goethe's Vater den Grundsatz hatte: Jedermann müsse zeichnen lernen.³⁾

An Maximilian ward Goethe auf seiner italienischen Reise (1786) bei der Fahrt gen Innsbruck lebhaft erinnert. „Nun rasselte es immer an den Fim hinab, an der Martinswand vorbei, einer steil abgehenden, ungeheuren Kalkwand. Zu dem Plage, wohin Kaiser Maximilian sich verfliegen haben soll, getraute ich mir wohl ohne Engel hin und her zu kommen, ob es gleich“ — wie er humorvoll corrigirend beifügt — „immer ein frevelhaftes Unternehmen wäre.“⁴⁾

Noch lebhafter konnte die Erinnerung an den „letzten Ritter“ an Goethe bei der Betrachtung des Maximilian-Denkmal's in der Innsbrucker Hofkirche anlässlich seiner zweiten Reise durch Tirol, beziehungsweise des Aufenthaltes in Innsbruck (1790) herantreten.

Maximilian's Werke: „Dem Theuerdank“, begegnen wir nicht nur im Götz, wo ihn Adelheid als Lieblingslectüre der Mädchen bezeichnet, „die sich so einen Mann wünschen“, sondern von Loeper weist auch

1) „Melpomene oder über das tragische Interesse.“ Besprechung von Deinhardstein. Wiener Jahrb. d. Lit., XLII, 133.

2) Wiener Jahrb. d. Lit., XVIII, 259.

3) Wahrheit und Dichtung. Werke, XXIV, 186.

4) Werke, XXVII, 16 f.

nach, daß in dem Gedichte „Ismenau“ die Verse: Der Vorwitz lockt ihn in die Weite / Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal; / der Unfall lauert an der Seite / Und stürzt ihn in den Arm der Qual — die Erinnerung an die allweg dem Helden Gefahren bereitenden Figuren Fürwittig, Unfallos und Neidelhart im Theuerdank in sich fassen.¹⁾

Hatte Goethe der Regierungszeit Maximilian I. den „Göz“ entnommen, so bot ihm das Studium von des römischen Jesuiten Famiano Strada de bello Belgico Stoff und Anregung zum „Egmont“ und zu der darin enthaltenen charakteristischen Gegenüberstellung von **Philipp II.** Wesen im Vergleiche zu der von den Flamändern so hochgehaltenen Leutseligkeit und Umgänglichkeit seines Vaters Kaiser **Karl V.**

„Im Strada“ — schreibt Goethe an Frau v. Stein unterm 22. März 1782²⁾ — „der den niederländischen Krieg geschrieben, finden sich gar treffliche Schilderungen von Personen, die ich Dir übersetzen will.“ Und der scharfe Kritiker, der gelehrte Jesuit Alexander Baumgartner, sagt in Hinblick auf Goethe's Beziehung zu seiner Duelle: „Für den Dichter war es von besonderem Vortheil, daß der italienische Geschichtschreiber kein trockener Annalist war, sondern ein zugleich feingebildeter Schriftsteller, der sich in Bezug auf die Form die antiken Historiker zum Vorbild nahm. Die verwickelten Ereignisse der revolutionären Schilderhebung gestalten sich bei ihm zu einem großen Drama, wie sie es wirklich waren. Er erzählt spannend mit großer Würde, aber zugleich mit anschaulicher Lebendigkeit.“³⁾

Aber nicht bloß des friesländischen Invaliden Kuysum sympathievolle Ueberzeugung liegt in dem Lobe Karl V. im „Egmont“: „Das war Euch ein Herr! Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden und war Euch Alles in Allem, und wenn er Euch begegnete, so grüßte er Euch wie ein Nachbar den Andern“ u. i. f.; Goethe persönlich fühlte sich von der fesselnden Erscheinung des Weltgebietenden mächtig angezogen, beweist ja doch auch die ansehnliche Suite von sieben verschiedenen Medaillen im Besitze Goethe's das erhöhte persönliche Interesse nicht allein des Sammlers und Kunstkenners, sondern auch des Menschen für diese epochale Erscheinung in der Geschichte; Lorbeerbekränzt, im römischen Harnisch, über den das goldene Bließ hängt, dann wieder mit Mütze und Pelzkleid oder mit Barett und halb-

1) Hempel: II, 29. Anm. zu B. 140—142.

2) Briefwechsel, II, 29.

3) Goethe, sein Leben und seine Werke von Alex. Baumgartner S. J. I, 597.

langem, schlichtem Haar u. s. w. tritt uns Karl V. in Goethe's Kunstsammlungen entgegen.¹⁾

„Um ihm selbst seinen Egmont interessant zu machen,“ meint Goethe in Erwägung der gewöhnlich glücklichen Constellationen bei Fertigung seiner Schriften, „singt der römische Kaiser (Joseph II.) mit den Brabanteren Händel an,“²⁾ wodurch er dem Verständnisse der belgischen Verhältnisse unter Philipp II. sich näher gerückt fühlen mochte.

Bald nachdem er den Egmont begonnen, kommt er (22. Januar 1776) in einem Briefe an Frau v. Stein in die Lage, sich mit der Margaretha von Parma zu vergleichen und er sagt: „Geht mir auch wie Margaretha von Parma; ich sehe viel voraus, daß ich nicht ändern kann.“³⁾

Auf seiner italienischen Befreiungsreise, dann als er zu Verona das erste bedeutende Monument und so gut erhalten das Amphitheater erschaut — „das jedoch nicht leer gesehen sein will“ — hört er davon, daß es Kaiser Joseph I. zu Ehren voll von Menschen gewesen und „der Kaiser, der doch auch Menschenmassen vor Augen gewohnt, soll darüber erstaunt sein.“⁴⁾

Und auf der Fortsetzung dieser Reise steht er in Padua auf dem Platze vor dem Universitätsgebäude, wo sich die Statuen der Lehrer befinden, und erfreut sich unter Anderem daran, daß Erzherzog Leopold in solcher Weise das Andenken Petrarck's und Galilei's erneuert habe. Er rühmt diesen Statuen nach, „daß sie in einer braven modernen Manier gemacht, wenige übermanirt, einige recht natürlich, sämmtlich im Costüm ihrer Zeit und Würden. Die Inschriften sind auch zu loben. Es findet sich nichts Abgeschmacktes oder Kleinliches darunter.“⁵⁾

Wir treten nun unter Goethe's Zeitgenossen aus dem Hause Habsburg und mit ihnen zurück in des Dichters Jünglingsjahre.

Aus diesen hat er uns mit seinem Meistergriffel die Schilderung der Wahl- und Krönungsfeierlichkeit Kaiser Joseph II. als ein wahres Cabinetstück der Prosadarstellung hinterlassen, die ja durch die mithineinerzählte erste ernstliche Liebesgeschichte des Dichters den doppelt fesselnden Eindruck auf jeden ersten Leser, jede erste Leserin

1) Schuchardt: l. c. II, 140.

2) Werke, XXIX, 211.

3) Briefwechsel, I, 21.

4) Werke, XXVII, 59.

5) Werke, XXVII, 91.

von Wahrheit und Dichtung übt und auch beim Wieder- und Wiederlesen an dieser Wirkung keine Einbuße erleidet.

Wir erleben sie schier im Geiste mit die sinneberückenden herrlichen Festtage von Goethe's altberühmter Geburtsstadt und freuen uns hoch mit dem „jungen Goethe“, Gretchen am Arme, die freudig erregt und bewegt sich mitanzusehen, was es da zu schauen giebt alle Einzelheiten durch vom Einzuge der Kurfürsten und ihrer Begleitungen, den übrigen Vorbereitungen bis zu der Erscheinung der aus dem Schlosse Heussenstamm des Grafen Schönborn einrückenden, „längst erwünschten Häupter“ Joseph II. und seines Vaters Kaiser Franz I. in dem „prächtigsten, auch im Rücken mit ganzem Spiegelglas versehenen, mit Malereien, Lackirung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgezierten, mit rothem, gesticktem Sammt obenher und inwendig bezogenen Staatswagen,“ die Ceremonien der Krönung über bis zu den altherkömmlichen Belustigungen für das Volk und den „glänzenden Darstellungen und feenmäßigen Flammengebäuden“ der Illumination.

Von überwältigendem Eindrücke erschien aber bekanntlich Goethen noch bei Abfassung seiner Schilderung die Erinnerung an den Zug der Majestäten zum „Römer“. „Als nunmehr,“ schreibt er, „die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reich gestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken etwas hinter ihm sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prachtvoll geschmückten Pferden einher schwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln, aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum füllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.“

In diesen Festaufzügen war ihm besonders auch die „würdige Persönlichkeit“ des Fürsten Jos. Wenzel Liechtenstein aufgefallen, die einen guten Eindruck machte, daneben die prächtigen Vivreen seiner Dienerschaft.¹⁾

Bei der Illumination übertraf alles Uebrige die „Anstalt (Veranstaltung) des Fürsten Eßterhazy,“ deren Erfindung und Ausführung die Beschauer hoch entzückte; ward man auch dahin und dorthin abgezogen, „so ging man doch lieber in das Eßterhazy'sche Feenreich zurück“. Der Fürst selbst, der als „Gesandter“ Böhmens anwesend

1) Werke, XXIV, 288.

war, erschien Goethen „wohlgebaut, lebhaft und zugleich vornehm, ohne Stolz und Kälte, und er gewann zu ihm eine besondere Neigung“. ¹⁾

Und wer ergötzt sich nicht innig und herzlich an der reizvoll der Festbeschreibung einverlebten Reminiscenz der „älteren Leute“ an die Krönung Franzens selbst, des Gemahls der **Maria Theresia**, und der unübertrefflichen Schilderung des „dabei vor allem Volke zu Tage getretenen guten und natürlichen Ehegattenverhältnisses des Allerhöchsten Paares,“ wie es in dem sprichwörtlich gewordenen Schnupstuchschwingen und lautem Vivatrufen der „über die Maßen schönen Kaiserin“ beim Anfsichtigwerden ihres geliebten Gemahls seinen allbezaubernden Ausdruck fand. „Man hatte damals,“ notirt Goethe nach der Ueberlieferung, „alles Gute gewünscht und prophezeit und heute,“ fügt er aus eigener Anschauung bei, „sah man es erfüllt an dem erstgeborenen Sohn, dem Jedermann wegen seiner schönen Jünglingsgestalt geneigt war und auf den die Welt bei den hohen Eigenschaften, die er ankündigte, die größten Hoffnungen setzte.“ ²⁾

Der Eindruck, den die persönliche Erscheinung des schönen kaiserlichen Jünglings auf den schönen Dichterjüngling machte, war ein bleibender und ward noch erhöht durch die volle Werthschätzung der hohen Eigenschaften Joseph's von Goethe's Seiten.

Goethe schreibt zehn Jahre später an Restner: „Daß wir sehr kaiserlich sind, ist kein Wunder, da wir des Kaisers sind,“ ³⁾ und in seinem unvollendet gebliebenen politischen Drama „Die Aufgeregten“ läßt er Breme vom Fürsten sagen: „Er hat die Gesinnungen Friedrich's und Joseph's, der beiden Monarchen, welche alle wahren Demokraten als ihre Heiligen anbeten sollten.“ ⁴⁾

Kriemer verzeichnet als Goethe's Urtheil über Joseph II. eine Aeußerung desselben ihm gegenüber unterm 3. December 1781, also im Jahre nach dem Antritte der Alleinregierung Joseph's: „Von dem Kaiser denke ich auch, wie Du. Wenn ihm das Glück will und ihn sein Genius nicht verläßt, so ist er gemacht, viel ohne Schwertstreich zu erobern.“ ⁵⁾

¹⁾ Werke, XXIV, 289.

²⁾ Werke, XXIV, 308 f.

³⁾ Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764 bis 1776. Mit einer Einleitung von Michael Bernays. Leipzig, Hirzel, 1875. III, 11.

⁴⁾ Werke, XV, 59.

⁵⁾ Mitth., II, 692.

Als Kaiser Joseph auf seiner Reise nach den Niederlanden, Holland und Frankreich im Juni 1781 Frankfurt wieder berührt hatte,¹⁾ da war Goethe bekanntlich schon lange nicht mehr daheim, doch seine Mutter hatte ihm darüber in ihrer ursprünglichen Art frisch und frei von der Leber weg berichtet: „Der Kaiser hat unserer Stadt ein groß Gaudium gemacht. Er kam zwar im strengsten Incognito, aber das half alles Nichts. Die Frankfurter als echte Reichsbürger stunden zu Tausenden auf der Zeil, im „Römischen Kaiser“ (wo das Quartier bestellt war), die Kutschen kamen, Alles hatte schon das Maul zum Bivatrufen aufgesperrt, aber vergebens — endlich kam er in einer Chaise mit vier Pferden — Himmel und Erde, was vor ein Lärmen: „Es lebe der Kaiser! Es lebe unser Kaiser!“ Nun kommt aber das Beste: Nachdem er gespeist (um 4 Uhr), ging er zu Fuß in sein Wirthshaus im „rothen Ochsen“ in der Schöffengasse: vor Freude, ihren Kaiser zu Fuß gehen zu sehen, hätten ihn die Menschen bald erdrückt . . . Du fragst, wie der Kaiser aussieht. Er ist gut gewachsen, sehr mager, von der Sonne verbrannt, hat einen sehr gütigen Blick im Auge. Sein Anzug war ein grauer Ueberrock, die Haare in einem Zopf, Stiefeln, Manschetten. Jetzt wartet Alles auf seine Zurückkunft . . .“²⁾

Ein Jahr später ward Goethe von Kaiser Joseph in den Reichsadelsstand versetzt.

Dies geschah über Anregung des Großherzogs Karl August in Wien durch ein Schreiben an seinen Ministerresidenten am kaiserlichen Hofe Herrn v. Hensflamm (unterm 23. März 1782); 1781 (18. November) hatte Goethe der Frau v. Stein mitgetheilt: Die Herzogin Mutter hat mir gestern eine weitläufige Demonstration gemacht, daß mich der Herzog müsse und wolle adeln lassen. Auf die Zuschrift seines Herzogs wandte sich nun Hensflamm unterm 9. April 1782 an den Reichsvicekanzler Fürsten Colloredo in dieser Angelegenheit, indem er den Brief des Herzogs beilegte. Fürst Colloredo machte bereits den 10. April seinen Vortrag an den Kaiser Joseph, und noch an demselben Tage schrieb Dieser eigenhändig sein Placet darunter, so daß Goethe's Adelsbrief, der sogleich ausgefertigt wurde, auch vom 10. April 1782 datirt ist. Der Wortlaut dieses Documentes ist nun genau nach dem herkömmlichen Kanzleistyle abgefaßt. Es heißt

1) Siehe mein: Reisen Kaiser Joseph II. Oesterr.-Ungar. Revue 1890.

2) Briefwechsel mit Frau v. Stein. I, S. 495, Anm. 3.

darin nur mit Bezug auf Goethe's Person, daß derselbe sich „durch seine gründlichen Wissenschaften und ganz besondere Gelehrsamkeit allgemeinen Ruf erworben.“ Als Wappen ward ihm ein blauer Schild mit einem silbernen Stern verliehen, ganz nach Wunsch des Herzogs. „Wir hier in Wien,“ schließt der im Goethe-Cultus Oesterreichs unermüdtlich thätige Vorstand des Wiener Goethe-Vereins Prof. Schroer seinen vielfach interessanten Artikel über „Goethe's Adlung“, ¹⁾ „dürfen uns freuen, daß unser in aller Herzen lebender Kaiser Joseph es war, der Goethe den Reichsadel verlieh, und zwar augenblicklich, sobald er daran gemahnt wurde, sowie daß damit eine Auszeichnung Goethe's — das war es doch — gerade vor hundert Jahren von Wien aus geschah.“

Sobald Goethe das Diplom erhalten hatte, sandte er es Frau v. Stein zur Ansicht (4. Juni 1782), ²⁾ „damit Du nur auch wissest, wie es aussieht,“ und Riemer constatirt, daß Goethe auch diese Standeserhöhung „ohne falsche Scham und unbefangener Freude seinem Freunde Zelter mitgetheilt habe.“ ³⁾

Bei all dieser „unbefangenen Freude“ blieb er sich aber doch dessen ganz bewußt, daß er sich als Frankfurter Patricier immer dem Adel gleich gehalten. . . ! ⁴⁾

Joseph II. unglückliche schöne Schwester Marie Antoinette sah Goethe in dem Momente, als sie auf der Reise nach Frankreich 1770 in Straßburg von den Abgeordneten des Dauphin empfangen wurde. Ihre Ankunft, bei der ihn einerseits die im Empfangsalon auf der Rheininsel aufgemachten, nach Raphael'schen Zeichnungen gewirkten Tapeten „das Rechte und Vollkommene in der Kunst in Masse“ kennen gelehrt, gab ihm andererseits die Veranlassung zu einem französischen Märgelied gegen die Straßburger Behörde. Ganz entgegen den stets eingehaltenen Traditionen des habsburgischen Herrscherhauses, jeden Bedrängten bis an die Stufen des Thrones herankommen zu lassen, die Epidemiekranken in den Hospitälern zu besuchen, hatte die französische Behörde in Straßburg angesichts des Eintreffens der Dauphine, die, wie Goethe sich ausdrückt, „ganz unvernünftige Anordnung gemacht, daß sich keine mißgestaltete Person, kein Krüppel und ekelhafter Kranker auf ihrem Wege zeigen sollte“. Man scherzte hierüber

¹⁾ Chronik des Wiener Goethe-Vereins. 3. Jahrg. 1888, Nr. 5, S. 18 f.

²⁾ Briefwechsel, II, 53.

³⁾ Mitth., I, 299.

⁴⁾ Eckermann, III, 129.

— fährt er fort — und ich machte ein kleines französisches Gedicht, worin ich die Ankunft Christi und die Ankunft der Königin in Vergleichung brachte. Meine Freunde ließen es passiren, ein Franzose hingegen, der mit uns lebte, kritisirte sehr unbarmherzig Sprache und Versmaß. Dasselbe hat nachstehenden Wortlaut: 1)

Lorsque le fils de Dieu descendit sur la terre
 Pour bénir les mortels comblés de misère,
 On vit de tous côtés se presser sur ses pas
 Des boiteux, de perclus gisant sur ses grabats.
 Mais lorsque des Français l'auguste reine avance,
 Qu'elle pose le pied sur la terre de France,
 La police attentive a soin de décréter
 Qu'à son royal regard ne doit se présenter
 Qu'un bossu, ni goutteux, ni pauvre apoplectique,
 Ni perclus, ni bancal, ni même rachitique.
 Comme ça de chez soi Strasbourg fait les honneurs.
 O siècle! O temps! O moeurs!

Um viel bedeutungsvoller mußten aber dem Dichter diese seine Ausrufe nach verhältnißmäßig kurzer Zeit und schier echoartig in den Ohren gellen, als im Herzen Frankreichs ekelhafte Gestalten frank und frei und immer freier unter den Augen der Majestät sich herumbewegen, schalten und walten konnten, bis die Dinge daselbst jene greuelvolle Wendung nahmen, unter welcher der Thron des Gemahls unserer Marie Antoinette zusammenbrach, jenes Ludwig XVI., „der, gleich seiner unglücklichen Gattin“, um mit Goethe's Schwager Joh. Georg Schloffer zu sprechen, „unschuldig mit seinem Blute aufgebürdete Verbrechen büßte, die er nie gegen Staat und Volk begangen hatte.“ 2)

„Schon im Jahre 1785 erschreckte mich,“ schreibt Goethe, „die Halsbandgeschichte wie das Haupt der Gorgone. Durch dies unerhört frevelhafte Beginnen sah ich die Würde der Majestät untergraben, schon im Voraus vernichtet, und alle Folgeschritte von dieser Zeit an bestätigten leider allzusehr die furchtbaren Ahnungen . . .“ Und nach der eingetretenen entsetzlichen Katastrophe des Königsmordes bemerkt er (im Jahre 1794): „Doch wie sollte man sich erholen, da uns die ungeheuren Bewegungen innerhalb Frankreichs jeden Tag bedrückten und bedrohten. Im vorigen Jahre hatten wir den Tod des

1) Boas' Nachträge zu Goethe's Samml. Werken 1846, I, S. 10 f., wo auch auf den Verstoß gegen Sprachgebrauch und Versmaß in dem Worte *comblés* aufmerksam gemacht wird.

2) Joh. G. Schloffer's Leben und literarisches Wirken von Dr. Alfr. Nicolovius, Bonn 1844, S. 121 f.

Königs und der Königin bedauert, in diesem das gleiche Schicksal der Prinzessin Elisabeth. Robespierre's Greuelthaten hatten die Welt erschreckt und der Sinn für Freude war so verloren, daß Niemand über dessen Untergang zu jauchzen sich getraute."

Die Beweise dessen, was damals in Goethe's Busen vorgegangen — die Freunde hielten ihn fast für wahnsinnig — sind seine Versuche, die widerrwärtigen Stoffe dieser Zeitepoche literarisch zu gewältigen, seine Stücke nämlich: der „Großkophtha“, der „Bürgergeneral“, ein ungenanntes unvollendetes Revolutionsstück, sowie die Aufgeregten und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, „worüber er aber beinahe,“ wie Riemer¹⁾ bemerkt, „sein ganzes poetisches Vermögen, das zu schönen anmuthigen Gegenständen, nicht aber zu gräßlichen . . . qualificirt war, eingebüßt hätte.“

Die kunstfreundliche Schwester Marie Antoinettens, die gleichfalls durch Schönheit, dann durch geistvollen Gesichtsausdruck, namentlich aber durch ihr anmuthiges Lächeln ausgezeichnete Marie Karoline,²⁾ Königin von Neapel, sah Goethe während seines Aufenthaltes in Italien (1787 und 1788), und er rühmt besonders ihre Beredsamkeit und Artigkeit.³⁾ Er schildert ausführlich und an verschiedenen Stellen das hohe Interesse, das die Königin und ihr Gemahl König Ferdinand an den Werken des berühmten Landschafters, seines Freundes und Lehrmeisters Philipp Hackert nahmen, dem sie einen Theil des Palastes Francavilla zu seinen Arbeiten eingeräumt, der die Prinzessinnen Therese, die nachherige Kaiserin, und Louise, die spätere Großherzogin von Toscana, unterrichtet und der die hohen Damen ganze Abende über von der Kunst und „was daran grenzt“ unterhielt.⁴⁾ Goethe notirt es auch, daß die Königin mehrere Bilder Hackert's ihren Schwestern Marie Antoinette und Marie Christine zum Geschenke machte, „von denen vier kleine Skizzen sich noch beim Herzoge Albert von Sachsen-Teschen fanden.“⁵⁾ Als „großen Liebhaber der Kunst“ bezeichnet der Dichter auch den eben damals als kaiserlicher Minister in Neapel anwesenden Grafen Lamb erg, „der gleich dem König und der Königin die Bilder Hackert's mit Vergnügen beschaute“.⁶⁾

1) Mitth. II, 600.

2) Helfert: Königin Karoline von Neapel. Wien, W. Braumüller, S. 604.

3) Werke, XXXVII, 285.

4) Werke, XXVIII, 50 f.

5) Werke, XXVII, 232 f.

6) Werke, XXXVII, 229.

Auch auf den Großherzog Peter Leopold von Toscana, den nachherigen Kaiser Leopold II., kommt Goethe in seinen Nachrichten über Hackert zu sprechen, für den der Großherzog in die Theilnahme mit seiner königlichen Schwester sich theilte. Erzählt doch der Altmeister die köstliche historische Anekdote, wie Leopold (1771) dem Grafen Orlow, dem Sieger in der Seeschlacht Tchesme, die Erlaubniß ertheilt hatte, auf der Rhede von Livorno eine alte russische Fregatte in die Luft sprengen zu lassen, damit der Maler Hackert das Schauspiel eines brennenden Schiffes genießen konnte; zuverlässig — schließt Goethe — das theuerste und kostbarste Modell, was je einem Künstler gedient hat, indem man den Werth der noch nutzbaren Materialien dieser alten Fregatte auf 2000 Zechinen schätzte.¹⁾ Auch habe sich — so berichtet Goethe des Weiteren über die Beziehungen Hackert's zum Großherzoge — dieser von dem Künstler über das Restauriren der Delgemälde (im Interesse der alten florentinischen Kunstschätze) verschiedene Erläuterungen geben lassen.²⁾

Da Großherzog Leopold — „dessen Reformen in Toscana ihn durchaus von den herrschenden Ideen der Zeit beeinflusst zeigen“³⁾ — die Regierung im römisch-deutschen Reiche angetreten (1790), dichtete Goethe im Rückblicke zugleich auf die Regententhätigkeit von dessen Vorgänger und Bruder Joseph II. das Epigramm:

Was hat Joseph gewollt und was wird Leopold wollen?
Menschen sind sie wie wir, Menschen wir sind es wie sie.⁴⁾
Wie gelingt es der Menge, für sich zu wollen, wir wissen's,
Doch wer verstehet, für uns Alle zu wollen, er zeig's!

welchem Epigramme er dann später die allgemeinere Fassung lieh:

„Könige wollen das Gute, Demagogen das Gleiche“
Sagt man, doch irren sie sich: Menschen, ach, sind sie wie wir.
Wie gelingt es der Menge u. s. w.

Die so überaus kurze Regierungszeit des Kaisers Leopold (gest. 1792) bot für unseren Dichter und Staatsmann weiters keine Gelegenheit, auf den durch die Tugenden der Mäßigung, Gerechtigkeit und Friedensliebe schon von seiner Regentschaft in Toscana her bestbekanntesten Monarchen noch öfters zurückzukommen. Auch die „Römische Kaiserkrönung“, die am 9. October 1790 in Frankfurt stattgefunden und auf

1) Werke, XXVII, 134.

2) Werke, XXVII, 223.

3) Zeißberg: Leopold II. (Allg. deutsche Biographie, XVIII, 333).

4) Die ursprüngliche Fassung (Hempel, I, Anhang 417).

die sich der 41jährige Goethe in freudiger Rück Erinnerung an seine Erlebnisse als 15jähriger Knabe bei Joseph's Krönung so sehr gefreut — schrieb er doch gleich unterm 1. März 1790 an Karl August: Die Römische Kaiserkrönung in Frankfurt werden wir doch auch nicht verjäumen, das sind lustige Ausichten ¹⁾ — hatte er nicht mitmachen können.

Im Juni 1790 war, wie schon in der früheren Abtheilung ausführlich geschildert worden, Goethe in Innsbruck der Erzherzogin Elisabeth, der Schwester Leopold's, vorgestellt worden.

Die Kriegsereignisse der nächsten Neunzigerjahre brachten ihn in weitere Relationen mit dem Hause Habsburg, worüber wir in der nächsten Abtheilung über die k. u. k. Armee, beziehungsweise die Theilnahme Goethe's an der Campagne in Frankreich, des Näheren zu sprechen kommen werden.

Kaiser Franz hatte sich am 6. Januar des Jahres 1808 in der Augustiner Hofkirche zu Wien in dritter Ehe mit seiner eben das zwanzigste Lebensjahr vollendenden Nichte, Maria Ludovica Beatrix, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Este, vermählt. Als Goethe am 15. Mai 1808 wieder sein liebgewordenes Karlsbad besuchte, hörte er viel von der neuen Kaiserin, „wie von einer Wundererscheinung, ohne jede Ahnung, daß diese ihm selbst je aufgehen sollte“. Und doch war dieses Ereigniß näher, als er hätte träumen mögen, und trat schon in der nächsten Saison ein, die ihn nach Karlsbad führte. Er sah die Kaiserin am 6. Juni 1810 zum ersten Mal und konnte sich durch mehr als zwei Wochen des ausgezeichnetsten Umganges mit dieser „wunderbarsten Frau“ erfreuen.

In einer am 10. Juni an Karl August abgeforderten Schilderung der Empfangsfeierlichkeiten und mancher Details ihres Aufenthaltes im Kaiserbade zeichnet Goethe mit seinem meisterhaften Griffel das Bild der „zart, aber eben nicht kränklich aussehenden“ hohen Frau. Nachdem er sie als „höchst angenehm, heiter und freundlich“ überhaupt charakterisirt, sagt er von ihrer äußeren Erscheinung: „Stirn und Nase erinnern an die Familienbildung. Ihre Augen sind lebhaft, ihr Mund klein und ihre Rede schnell, aber deutlich,“ und alsbald auf ihr Wesen übergehend, fährt er fort: „In ihren Aeußerungen hat sie etwas Originelles. Sie spricht über die mannigfaltigsten Gegenstände, über menschliche Verhältnisse, Länder, Städte, Gegenden, Bücher und

¹⁾ Briefwechsel, I, 161.

Sonstiges, und drückt durchaus ein eigenes Verhältniß dieser Gegenstände zu ihr aus. Es sind eigene Ansichten, jedoch keineswegs sonderbar, wohlzusammenhängend und ihrem Standpunkte vollkommen gemäß. Daß sie übrigens geübt ist, einem Jeden etwas Angenehmes aus dem Stegreife zu sagen oder zu erwidern, läßt sich denken. Ihr eigenes Betragen und das der Ihrigen nicht allein, sondern auch ausdrückliche Aeußerungen fordern einen Jeden auf, frey und ungezwungen zu sein.“ Sie erschien eben als echte Wienerin,¹⁾ „sie lachte laut auf auch über Kindereien und war von unendlicher Lebendigkeit“.

Der Großherzog nennt sie hinwieder: „ein seltenes liebenswürdiges Wesen“ und entrichtet Goethen (1811), daß sie ihn „sehr schön und graciös grüßen lasse.“²⁾

Es ist aus Goethe's Werken bekannt, daß er aus Anlaß des Empfanges und Aufenthaltes der Kaiserin in Karlsbad vier Gedichte verfaßte: „Der Kaiserin Ankunft 6. Juni“, „Der Kaiserin Becher 10. Juni“, „Der Kaiserin Platz 19. Juni“, „Der Kaiserin Abschied 22. Juni.“

Goethe selbst sagt zur Entstehung dieser Gedichte in einem Briefe an Anebel:³⁾ „Die beiden ersten schrieb ich aus Gefälligkeit gegen die Einwohner, das dritte aus eigenem Antriebe, als ein hübscher Platz Ihrer Majestät gewidmet wurde, das letzte hat sie selbst verlangt. Sie wollte, daß den Karlsbadern etwas Freundliches in ihrem Namen gesagt werden sollte. Man ist mit der Art zufrieden, wie ich mich aus der Sache gezogen habe.“

Durch diese Gedichte, doch mehr noch durch seine persönliche Erscheinung, sein Wesen, seine Art zu erzählen und namentlich durch sein eminentes Talent vorzulesen — er las ihr meist Schiller — erregte Goethe das Interesse der Kaiserin, die in gnädiger Huld ihm auch ferner gewogen blieb, seine Anwesenheit (1810) in Tepliz wünschte, ihn hier ein nächstes Mal (1812) zu einem rasch vollendeten Stücke, „die Wette“, veranlaßte und sich seiner durch das Geschenk einer ebenso reichen als hübschen, mit ihrem „hoch und heilig gehaltenen Namenszuge“ geschmückten Dose (1811), sowie durch wahrscheinliche Einflußnahme auf seine Ernennung zum Ehrenmitgliede der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien stets eingedenk erwies.

1) Dr. Rich. M. Werner: Goethe und Gräfin D'Donell. Berlin 1884, S. 59.

2) Briefwechsel, II, 37.

3) Karlsbad, 10. Juli 1810; Briefwechsel, II, 10.

Ihre Hofdame, die von Goethe gleichfalls im Liede gepriesene junge geist- und gemüthvolle Gräfin Josephine D'Donell, wie sie einerseits in der durch Prof. Werner's eben citirten so hochschätzbaren Publication weiteren Kreisen vermittelten, „behagliche Wärme freundlicher Neigung ausstrahlenden“ Correspondenz mit dem Dichterfürsten dessen geistige Beziehungen mit ihrer „Allerhöchsten Gebieterin“ wach erhielt — „was kann wohl mehr ermuntern, als da nicht zu mißfallen, wo alles zusammentrifft, um ein entscheidendes Urtheil zu sichern; möge dieses allwirkende Licht mir beständig scheinen und frommen,“ kann u. A. der beglückte Meister im Hinblick auf die „Allerhöchsten Ortes erfolgte huldreichste Aufnahme seines flüchtigen Aufsatzes zu Wieland's Andenken“ ausrufen.¹⁾ — Gräfin D'Donell war es andererseits, die ihn ernstlich ermahnte, von der Verehrung für die Kaiserin nichts verlauten zu lassen und die ihn, nachdem er anlässlich der unterbliebenen Ankunft der Kaiserin mit ihrem Gemahl und der Kaiserin Maria Louise — welsch beide Letzteren 1812 dann allein nach Karlsbad kamen — ein Begrüßungsgebidt auch an Maria Ludovica gerichtet hatte, 1813 von einer neuerlich beabjichtigten Huldigung oder Widmung für die Kaiserin zurückhielt.

Im Ganzen ruht aber auf dieser Correspondenz Goethe's mit der Gräfin D'Donell — wie Werner so treffend sich ausdrückt — „wie Mondschein auf heimlichem Waldsee die Verehrung Goethe's für die geist- und gemüthreiche junge Kaiserin von Oesterreich“.

Und diese Correspondenz ward der Anlaß, daß der bekannte Goethe-Commentator H. Dünker in einer eigenen Schrift: Goethe's Verehrung der Kaiserin von Oesterreich Maria Ludovica Beatrix von Este²⁾ zur umfassenden Darstellung brachte in gleicher Weise, wie er sagt „zu Ehren der früh vollendeten Kaiserin und des Dichters“, unter nebengestellter Besprechung seiner gleichzeitigen Beziehungen zu anderen fürstlichen Frauen, besonders zur Königin Louise von Preußen und der Herzogin Louise von Weimar“.³⁾

Der 1816 erfolgte Tod der von Goethe so hochverehrten Frau — über deren Krankheitsstadien er sich in rührendster Fürsorge Nach-

1) Werner, l. c. 99.

2) Mit dem Bildnisse der Kaiserin. Köln und Leipzig 1885. 8°. XIV und 107 S.

3) XIII f.

richten erbeten — versetzte ihn, wie er es in seinen Schriften¹⁾ bemerkt, in einen Zustand, dessen Nachgefühl ihn niemals wieder verlassen hat.

Doch die schöne Erinnerung an die genuffreichen Stunden des gemeinsamen längeren Curlebens in Teplitz — worauf wir an anderer Stelle noch zu sprechen kommen — blieb ihm als verklärendes, auch die düstere Gruft erhellendes Licht für immer!

Im Jahre 1812 von Teplitz wieder in Karlsbad angelangt, hatte er an seinen vertrauten Freund Reinhard alsogleich geschrieben: „Der Begriff, den ich mir von dieser außerordentlichen Dame in dem Zeitraum von vier Wochen vollständig bilden konnte, ist ein reicher Gewinn fürs ganze Leben. Ich darf nicht anfangen von ihr zu reden, weil man sonst nicht aufhört; auch sagt man in solchen Fällen eigentlich gar nichts, wenn man nicht alles sagt, und es ist nichts schwerer, als ein Individuum zu schildern, welches Verdienste in sich hegt, die dem Allgemeinen angehören. Eine solche Erscheinung gegen das Ende seiner Tage zu erleben, giebt die angenehme Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang stürbe, und sich noch mit inneren und äußeren Sinnen überzeugte, daß die Natur ewig productiv bis ins Innerste göttlich lebendig, ihren Typen getreu und keinem Alter unterworfen ist. Mehr füge ich nicht hinzu, damit ich nicht etwa aus diesen hohen Regionen auf die Erde mich unvermerkt hinabgezogen sehe.“²⁾

Mit dem Kaiser Franz, von dessen Kunstfinn und künstlerischem Verständniß ihm später Boisseree ausführliche Mittheilungen machte, war Goethe, wie schon angedeutet, im Jahre 1812 in Karlsbad anwesend gewesen, als der Monarch mit seiner Tochter, der Kaiserin Marie Louise, von seiner Zusammenkunft mit Napoleon in Dresden im Kaiserbade eingetroffen war. Allgemein hatte man auch die Kaiserin Maria Ludovica erwartet, doch diese war nach Teplitz gegangen, und so hielt denn Goethe das für deren Ankunft vorbereitete, an sie gerichtete Gedicht zurück³⁾ und es wurden nur die beiden anderen, noch aus Anlaß dieser Kaiserankunft gedichteten Hymnen an: „Thro des Kaisers von Oesterreich Majestät“⁴⁾ und an: „Thro der Kaiserin von

1) Tag- und Jahresfeste B. XXXII, 114.

2) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807 bis 1832. Stuttgart, F. G. Cotta, 1850. 131 f.

3) Thro der Kaiserin von Oesterreich Majestät. Hempel, III, 283 ff.

4) Ebenda, S. 286 ff.

Frankreich Majestät“,¹⁾ an die Gattin Napoleon's — der über den Dichter in Erfurt das große Lob gesprochen: *voilà un homme!* — gedruckt unter dem Titel: „Blumen auf den Weg Ihro des Kaisers Majestät am Tage der höchst beglückenden Ankunft zu Karlsbad allerunterthänigst gestreut von der Karlsbader Bürgerschaft den 2. Juli 1812.“ Goethe, der kurz vorher einen schweren Anfall seines alten Uebels gehabt, fühlte sich aber so unwohl, daß er, besonders bei dem sehr ungünstigen Wetter, sich den Majestäten nicht vorstellen lassen konnte. „Ich hatte mich“ — berichtet er an Frau v. Stein²⁾ — „zwar angezogen und einige Versuche gemacht, aber mein übles Befinden hinderte mich, sie durchzusetzen.“ Die Urtheile über die Stanzas an Oesterreichs Kaiser, der jetzt Karlsbad zuerst besuchte und als wahrer Vater seines Volkes gepriesen wurde, und dessen Tochter, die er Napoleon nicht hatte verweigern können, waren sehr verschieden, besonders die in den letzteren ausgesprochene Hoffnung, Marie Louise werde die Vermittlerin des Friedens werden, erregte da und dort Anstoß.

Im Gegenhalte hierzu hebt aber Dünzer hervor, daß man „nicht daran zweifeln dürfe, daß die Kaiserin von Oesterreich, wie wenig sie auch sich eine politische Wirkung des schönen Gedichtes an ihre Stieftochter dachte, doch der Kunst und der Absicht des Dichters volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.“³⁾

Frau v. Stein gegenüber, welche mit dem Gedichte nicht unzufrieden war, constatirt Goethe das Vergnügen, das ihm dann in Teplitz einer der ersten Staatsmänner Böhmens durch seine Zufriedenheit bereitet, der ihn diplomatisch belobt habe, daß er eine bedenkliche Aufgabe glücklich gelöst. Jener habe hinzugefügt, „daß er gerade in diesem Falle, wo er so manche Inschriften, Gedichte, Anreden durchsehen und beurtheilen müssen, die Schwierigkeit etwas dergleichen zu verfassen, recht eingesehen, indem wenig jener Productionen gewesen, die nicht an irgend einer Seite angestoßen.“⁴⁾

Auch Freund Reinhard, französischer Gesandter in Cassel, schrieb dem Dichter: „Was Sie dem österreichischen Kaiser und unserer Kaiserin Schönes, Gutes und Wünschenswerthes gesagt haben, ist hier (in Cassel) mit vielem Beifall gelesen worden.“⁵⁾

1) Ebenda, p. 289 ff.

2) Briefwechsel, II, 456.

3) Goethe's Verehrung, S. 35 ff.

4) Briefwechsel, II, 457.

5) Briefwechsel, 130.

Als Goethe 1815 zur Cur in Wiesbaden weilte, da erfolgte eben am 19. Juli die Uebergabe von Johannisberg „an Ihre Kaiserliche Majestät von Oesterreich“, und Goethe nahm an diesem feierlichen Acte theil. „Nach vollbrachter Uebergabe“ — so berichtet er an den Großherzog Karl August — „nach einem Umgang um Schloß und Berg, sodann einem heiteren Mittagsmahl die Gegend immerfort bewundernd, sah ich dann den kaiserlichen Adler über den alten, in Eisen gegossenen fuldischen Kreuzen schweben und also auch den Besitz des alten merkwürdigen Erdpunktes entschieden.“¹⁾

Hier in Johannisberg war es auch, wo Goethe von dem bekannten Diplomaten Freih. v. Hügel zum Erhalte des ihm von Kaiser Franz mit Cabinetsschreiben aus Speyer 28. Juni d. J. verliehenen Commandeurs vom kaiserlichen Leopoldorden beglückwünscht wurde, welche Auszeichnung neben dem Antheil des Großherzogs von Sachsen-Weimar auch dem der Kaiserin zugeschrieben wird. „Der Dank, den Goethe dafür der hohen Gebieterin schuldete, war“ — wie Dünker betont — „um so lebendiger, als der Dichter ihn ihr gegenüber nicht aussprechen durfte.“²⁾

Noch einen Beweis der Allerhöchsten Huld seitens des Kaisers Franz erhielt Goethe in der Verleihung des für den Dichter und im Interesse seiner Familie so hochwichtigen Privilegiums für seine Werke (1825), worum er selbst ange sucht, und wofür sich Geng und Metternich interessirt hatten.³⁾ „Das ist nun einmal“ — ruft bei der Kunde davon Boifférée aus — „eine Gunstbezeugung aus dem Vollen und Ganzen, woran man unbedingtes Wohlgefallen haben kann.“⁴⁾

Sulpiz Boifférée, der eine der bekannten Begründer der berühmten — nach ihm und seinem Bruder Melchior benannten — Sammlung altdeutscher Gemälde, hatte seit 1814, da kurz vorher Kaiser Franz den Beginn dieser für Deutschland so äußerst werthvollen Anlage zum ersten Male in Heidelberg besichtigt und Sulpiz seiner Gunst und seines Schutzes versichert hatte, Goethen wiederholt über das Interesse des Kaisers an seinem kunsthistorischen Streben höchst erfreuliche Mittheilungen machen können.

1) Goethe's Briefe an Christian G. v. Voigt. Herausgegeben von Otto Zahn. Leipzig, Hirzel, 1868, S. 582 f.

2) l. c., S. 73.

3) Briefwechsel mit Geng.

4) Sulpiz Boifférée. Stuttgart, Cotta'scher Verlag, 1862. II, 397.

Wir wollen es uns nicht versagen, aus der Fülle des in dieser Correspondenz diesbezüglich Enthaltene eine Brieffstelle aus dem Schreiben (ddo. Heidelberg 25. Juni 1815) auszuheben, die zugleich eine ursprüngliche Charakteristik des Kaisers enthält.

Nachdem Boisseree dem Dichter erzählt, wie durch die Anwesenheit des kaiserlichen Feldlagers es sich ereignet, daß der Kaiser, Erzherzog Johann, Fürst Metternich und viele von den bedeutenden und ausgezeichneten Männern seinen und seines Bruders Bemühungen eine mehr als herkömmliche Aufmerksamkeit erwiesen, fährt er wörtlich fort:

„Das Merkwürdigste und Angenehmste, was uns darin vorgekommen, war die eigenthümliche Persönlichkeit des Kaiser Franz; sie kam bei seinem immer natürlichen Wesen gegenüber unseren Gemälden ganz zum Vorschein, so daß man den Oesterreicher, selbst den Wiener, den Freund von Späßen erkannte. Anfangs störten ihn etwas die in Rücksicht des Costüms und anderer herkömmlicher Dinge gewöhnlichen Kunstbegriffe, aber er fand sich mit seiner gesunden Art und Weise schnell hinein, und da sagte er auf wenige Bemerkungen bald: 's ist schon recht, ich laß mir's schon gefallen, hab' nichts dagegen zu sagen. Er zeigte ein geübtes Auge für das Technische und vielerlei Kenntnisse, besonders in Hinsicht auf Bildnisse; diese gehören nämlich zu seiner eigenen Liebhaberei; so erkannte er die Könige von Oyk als Herzog Philipp und Karl den Kühnen und mehrere Andere; dabei ließ er nichts unbemerkt, was irgend einen launigen oder possirlichen Einfall des Malers bezeichnen konnte. Indessen erregte die Vergleichung der verschiedenen Zustände der Malerei in alter Zeit am meisten seine Aufmerksamkeit. Er veranlaßte ihn zu mehreren eigenen treffenden Bemerkungen über die deutsche und überhaupt über den jetzigen Zustand der Kunst“. ¹⁾ — — — —

Und Goethe selbst verzeichnet in seinen Werken eine hervorragende Bethätigung des Kaisers Franz zu Gunsten der Wissenschaft. „Höchst erfreulich und bedeutend“ — schreibt er ²⁾ — „muß es uns nun seyn, die Nachricht einzurücken, daß auf Allerhöchste Verwendung Ihrer Majestäten des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen Se. Päpstliche Heiligkeit der Universität Heidelberg nicht nur die in Paris gefundenen Werke aus der ehemaligen

¹⁾ L. c. II, 62—64.

²⁾ W. XLIII, 428.

Pfälzischen Bibliothek überlassen, sondern nebst diesen noch 847 aus eben dieser Sammlung herrührende Bände, welche noch in der Vaticanischen Bibliothek sich befinden, zurückzugeben befohlen haben. Jeder Deutsche fühlt den Werth dieser Gabe zu sehr, als daß wir noch etwas Weiteres hinzusetzen dürften.“

* * *

Se. Majestät Franz Joseph I., allbekannt und allgefeiert als erhabener Schützer und Förderer der Künste und Wissenschaften, hat wiederholt schon bei dem und jenem Anlasse den Goethe's Genius stets auszeichnenden Traditionen des Allerhöchsten Kaiserhauses Ausdruck gegeben.

So finden wir denn auch unseren Monarchen mit an der Spitze der Fürstlichkeiten in der Mitgliedschaft der Weimarer Goethe-Gesellschaft, gleichwie derselbe daheim seine Antheilnahme an den Bestrebungen des Wiener Goethe-Vereins, namentlich an der durch diesen Verein vorbereiteten Errichtung eines Goethe-Denkmales in Wien zu bethätigen geruht.

Es war am 18. März 1890, daß Se. Majestät Kaiser Franz Joseph I. in Begleitung Ihrer k. u. k. Hoheiten der durchl. Herren Erzherzoge Karl Ludwig und Rainer, Sr. königlichen Hoheit des Herzogs von Nassau, gegenwärtigen Großherzogs von Luxemburg, Sr. Durchlaucht des Ersten Obersthofmeisters Prinzen Hohenlohe und Sr. Excellenz des Oberstkämmerers Grafen Trauttmansdorff den Entwurf des Goethe-Denkmales für Wien zu besichtigen und darüber die Allerhöchste Anerkennung auszusprechen geruhten.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Das Mittel- und Hochschulwesen in Ungarn.

Von Professor Dr. J. G. Schwicker.¹⁾

II.

Die Hochschulen Ungarns.

Seitdem Ungarn unter seinem ersten Könige (Stephan der Heil., † 1038) in die Reihe der christlichen Staaten Europas eingetreten war, ging das Bestreben der einsichtigeren Herrscher und ihrer Rathgeber, sowie der maßgebenden Persönlichkeiten im Lande überhaupt dahin, dieses Königreich und seine Bevölkerung mit den politischen und socialen Culturinstitutionen Westeuropas zu versehen und dadurch die Civilisation hier mehr und mehr einheimisch zu machen. Diesen Bemühungen ist es zu danken, daß, unter wesentlicher Mitwirkung der Kirche, Ungarn außer den niederen Parochial- oder Pfarrschulen und den mittleren Cathedral- und Capitularschulen, wozu noch die klösterlichen Lehranstalten kamen, schon im Mittelalter auch der Blüthe des Unterrichtswesens, der Universität oder des „studium generale“ nicht entbehrte.

Es liegen urkundliche Zeugnisse darüber vor, daß Ungarn lange vor Deutschland in den Besitz einer solchen Hochschule gelangt war; denn schon der ungarische König Béla III. (1173 bis 1196) erhob die Capitularschule zu Weßprim zum Range einer Universität, und zwar „nach dem Muster der Pariser“, so daß also an der ungarischen Hochschule schon damals das Studium der Theologie gestattet war, eine Auszeichnung, deren zu jener Zeit nur noch die Pariser Universität sich erfreuen konnte; denn die Bologner Hochschule erhielt dieses Recht erst im Jahre 1362. Die Weßprimer Universität erreichte im 13. Jahrhundert eine ansehnliche, urkundlich bezeugte Bedeutung, ihre Existenz

¹⁾ Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue“, IX. Band, S. 91.

ging jedoch aller Wahrscheinlichkeit zufolge nicht über dieses 13. oder den Anfang des 14. Jahrhunderts hinaus.

Die nach dem Aussterben des Königshauses der Arpäden (1301) eingetretenen langwierigen und blutigen Thronkämpfe, sowie auch heftige Streitigkeiten und Zerwürfnisse im Schoße des Clerus, namentlich zwischen Bischof und Capitel in Weßprim, mochten den Untergang dieser Hochschule herbeigeführt oder doch beschleunigt haben.

Zwei Jahre nach Gründung der Wiener Universität (1365) datirt von Anfang September des Jahres 1367 die Bulle, mit welcher Papst Urban V. die vom ungarischen Könige Ludwig dem Großen (1342 bis 1382) gestiftete Universität zu Fünfkirchen bestätigte. Diese Bestätigungsbulle stimmt in den meisten Punkten mit der betreffenden päpstlichen Urkunde für Wien überein, auch darin, daß der Papst beiden Hochschulen die Abhaltung theologischer Vorlesungen nicht gestattet hat. König Ludwig und der Bischof von Fünfkirchen verliehen der neuen alma mater reiche Donationen an liegenden Gütern und sonstigen Beneficien. Die Universität zu Fünfkirchen erhielt sich bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts; sie überdauerte den Unglückstag der Schlacht bei Mohacs (1526), in welcher angeblich auch 300 Fünfkirchner Studenten gefallen sein sollen; fand jedoch ihren völligen Untergang im Jahre 1543, als die Stadt Fünfkirchen für längere Zeit in die Gewalt der Türken fiel.

In die Zeit von 1388 bis 1410, wahrscheinlich jedoch in das Jahr 1389 fällt die Gründung einer dritten Universität in Ungarn, und zwar durch den König Sigismund, der mit päpstlicher Bestätigung in der Stadt Ofen eine Universität stiftete, die sich binnen kurzer Zeit zu großer Blüthe entwickelte. Die Hochschule war nämlich auch mit der theologischen und mit der medicinischen Facultät versehen; Mitglieder dieser Universität nahmen an dem Concil von Constanz (1415) Antheil; aber die Existenz dieser Universität war von keiner langen Dauer. Sie verschwindet mit der Regierung Sigismund's († 1437) oder führte mindestens ein ganz unbekanntes Dasein weiter, um einige Decennien später zu neuem Leben erweckt zu werden.

Mittlerweile begegnet man jedoch abermals einer Hochschulstiftung in Ungarn, und zwar geschieht dies auf Anregung des gelehrten Humanisten, des Graner Erzbischofs und Primas von Ungarn, Johann Vitez, durch den gebildeten und kunstsinigen König Mathias I. (Corvinus), der mit päpstlicher Zustimmung (19. Mai 1465) in der Stadt Preßburg eine Universität mit allen Facultäten und mit dem Rechte

der Verleihung der akademischen Grade errichtete. An dieser Universität lehrten und wirkten Männer von europäischem Rufe, unter Anderen auch der berühmte Astronom und Mathematiker Johannes Regiomontanus (Müller aus Königsberg). Doch diese Hochschule verfiel ebenfalls schon nach kurzer Blüthe; nach dem Tode ihres Stifters, des Königs Mathias († 1490), sank auch diese seine Schöpfung in den Staub.

Das gleiche Schicksal erlebte die andere, von demselben Könige gestiftete Hochschule, nämlich die wiederaufgerichtete Ofner Universität, an welcher der König (nach einer Meldung aus dem Jahre 1475) hauptsächlich ausgezeichnete italienische Gelehrte berufen wollte, nachdem die Hochschule zu Preßburg wesentlich nach deutschem Vorbilde eingerichtet und mit Lehrkräften aus Deutschland, Oesterreich und Ungarn besetzt war. Doch konnte der König sein anfängliches großartiges Project nicht in vollem Umfange ausführen; er mußte sich vorläufig mit der Errichtung einer theologisch-philosophischen Facultät in Ofen begnügen. Diese Ofner Hochschule überdauerte indessen ihren Gründer auch nur um wenige Jahre; die letzte sichere Nachricht von dieser zweiten (oder erneuerten) Universität in Ofen besitzt man aus dem Jahre 1493. Als ein kümmerlicher Rest derselben verblieb das theologische Studium bei den Dominikanern daselbst, worüber eine Meldung aus dem Jahre 1525 vorliegt.

Mit dem Hereinbrechen der Türkennoth und mit dem Zerfalle und dem schließlichen Zusammensturz des ungarischen Reiches im Innern hörten hierauf die Institutionen zur Pflege der geistigen und sittlichen Cultur auf. Dem politischen und nationalen Elende folgte die Verarmung am geistigen und materiellen Vermögen.¹⁾

In dieser trüben Zeit, welche anderthalbhundert Jahre gedauert und Ungarn in die Finsterniß und Knechtschaft asiatischer Barbarei gestoßen hat, begegnet man einigen Lichtpunkten jenseits des carpathischen „Königssteiges,“ im felsenumgürteten Hochlande Siebenbürgen, wo unter einheimischen Fürsten und wesentlich beeinflusst durch den Protestantismus und die mit demselben in Zusammenhang stehenden geistigen Kämpfe ein reges Leben auch auf dem Gebiete der Wissenschaften und des höheren Schulwesens entstanden war. Es wurden

¹⁾ Näheres über die mittelalterlichen Universitäten in Ungarn findet der geneigte Leser in einer Arbeit von mir, betitelt: „Ungarische Universitäten“, in der Revue: „Auf der Höhe“ (Leipzig, 1883), Bd. VIII, S. 175 ff.

damals (1556 bis 1560) die Collegien zu Klausenburg, Weißenburg und Nagy-Enyed errichtet; im Jahre 1579 gründete Fürst Stephan Báthory, später König von Polen, eine Akademie zu Klausenburg, welche aus der theologischen, der philosophischen und der juridischen Facultät bestand und deren Leitung den Jesuiten übertragen war. Als diese jedoch im Jahre 1603 gewaltsam entfernt wurden, hörte auch diese Hochschule auf. Alle späteren Versuche zur Wiedererrichtung einer solchen Akademie mißlangen, und so mußte Siebenbürgen fernerhin einer Hochschule entbehren.

Nichtsdestoweniger war dennoch aus der Báthory'schen Stiftung jener Keim entsprossen, der im eigentlichen Ungarn zur Neubegründung einer Universität die fruchtbringende That zeugte. Peter Pázmány, nachher Erzbischof von Gran, Primas von Ungarn und Cardinal, war ein Zögling jener vom Fürsten Báthory berufenen Jesuiten, denen er dann als ihr berühmtes Mitglied angehörte. Neben anderen großartigen Schöpfungen verdankt Ungarn diesem Manne auch die Stiftung seiner noch bestehenden und blühenden Universität. Am 12. Mai 1635 gründete der Cardinalerzbischof Pázmány die Universität zu Tirnau, welche in der heutigen Universität zu Budapest fortlebt.

Mit diesen allgemeinen historischen Andeutungen müssen wir uns an dieser Stelle begnügen und gehen nunmehr zur Darstellung der einzelnen Hochschulen in Ungarn über. Zu diesen Hochschulen gehören: a) Die Universitäten zu Budapest und Klausenburg;¹⁾ b) das Polytechnicum in Budapest; c) die Rechtsakademien; d) die theologischen Lehranstalten.

A. Die Universität zu Budapest.

Diese verdankt, wie oben angeführt, ihre Entstehung der Stiftung des Cardinalerzbischofs Peter Pázmány und wurde anfangs (1635) in Tirnau errichtet. Sie hatte damals nur zwei Facultäten: die theologische und die philosophische. Durch die späteren Dotationen der Erzbischöfe Emerich Lósy und Georg Lippay konnte im Jahre 1667 die juridische Facultät eröffnet werden. In dieser Gestalt blieb die Universität über hundert Jahre. Erst im Jahre 1769 erhob die Kaiserin-Königin Maria Theresia diese Hochschule zu einer „königlichen Anstalt“ und vervollständigte sie durch die medicinische Facultät. Gleichzeitig erhielt die Anstalt auch eine neue Lehr- und Studienordnung

¹⁾ Die Agramer Universität liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung.

nach dem Muster der westeuropäischen Universitäten, und es wurden in der juridischen und medicinischen Facultät weltliche Lehrkräfte bestellt, während bisher das Studium ausschließlich in den Händen der Jesuiten gelegen hatte.

Von außerordentlicher Wichtigkeit für das Gedeihen dieser Hochschule war sodann die im Jahre 1777 erfolgte Uebersiedelung nach Ofen, wo sie anfänglich in der königlichen Burg eine Unterkunft fand. Unter dem 25. März 1780 stellte Maria Theresia der Universität den „großen“ Freibrief aus. Zwei Jahre später, 1782, erweiterte Kaiser Joseph II. die philosophische Facultät durch eine Ingenieurschule, aus welcher sich später das Polytechnicum entwickelte. Im Jahre 1784 wurde die Universität nach Pest übertragen, wo sie bis heute sich befindet.

Die Anstalt genoß im Schutze ihrer Freibriefe bedeutende autonome Rechte, die jedoch in dem Zeitalter der politischen und religiösen Reaction durch die Studienordnungen vom Jahre 1806, 1816, 1819 u. a. ganz wesentlich eingeschränkt und vermindert wurden. Die Budapester Universität war in Folge dessen gleich ihren ähnlich behandelten Schwester-Anstalten in Oesterreich zum Beamten-Abrichtungs- und Prüfungsinstitut herabgesunken, obzwar in den einzelnen Facultäten eine Reihe sehr tüchtiger Männer der Wissenschaften das Lehramt versehen hatten. Die Vortragssprache war bis zum Jahre 1844 die lateinische, erst von da an bürgerte sich die ungarische Sprache allmählich bei den Universitätsvorträgen ein.

Das Jahr 1848 brachte für die künftige Stellung und Entwicklung der Universität eine bedeutende principielle Gesetzesbestimmung, indem Gesetzartikel XIX vom Jahre 1847/48 folgende drei wichtige Grundsätze aussprach: a) Die Universität wird unmittelbar dem Ministerium für Cultus und Unterricht untergeordnet, d. h. die Universität, welche bisher katholisch-confessionellen Charakter hatte, wurde „verstaatlicht“; b) an der ungarischen Universität soll Lehr- und Lernfreiheit herrschen, der Studirende kann das Studium und den Professor frei wählen, und außer den ordentlichen Professoren sollen noch andere ausgezeichnete Individuen zum Lehramte zugelassen werden; c) die gesammte Reform der Universität soll vom Minister vorbereitet und dem nächsten Reichstage zur legislatorischen Behandlung vorgelegt werden.

Die Durchführung dieser Grundsätze wurde durch die stürmischen Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 verhindert. Nach Wiederher-

stellung der öffentlichen Ruhe kam gemäß der neuen politisch-administrativen Ordnung die Pester Universität unter die Jurisdiction des österreichischen k. k. Unterrichtsministeriums in Wien, an dessen Spitze damals Graf Leo Thun stand. Gleichwie dessen Wirken für das ungarische Mittelschulwesen epochemachend war, so verdankten auch die Hochschulen in Ungarn diesem Minister eine neue Aera. Durch die Ministerialverordnungen vom 15. Februar und 31. October 1850 wurde die Pester Universität nach dem Muster der österreichischen Universitäten neu organisirt. Da diese Organisation bekannt ist, so kann von einer näheren Schilderung derselben hier abgesehen werden. Es genüge die Bemerkung, daß die Thun'sche Universitätsreform sich auch in Ungarn trefflich bewährt und der Wissenschaft und dem akademischen Unterrichte reiche Früchte getragen hat. Es blieb denn auch diese Organisation im Wesentlichen bis auf unsere Tage in Geltung; erst in jüngster Zeit wurden einige, später zu besprechende wesentliche Abänderungen daran vorgenommen. In dem Decennium 1850 bis 1860 wirkten an der Pester Universität vorzügliche Lehrkräfte, von denen einzelne noch heute zu den Zierden des akademischen Lehramtes oder der Wissenschaft in Oesterreich gehören. Für eine intensivere Wirksamkeit dieser Kräfte war es ein Hinderniß, daß die von 1850 bis 1860 ausschließlich deutsche Vortragssprache an der Universität den Besuch derselben von Seite der ungarischen studirenden Jugend theils aus sprachlichen, noch mehr aus national-politischen Gründen niederhielt. Während z. B. im Jahre 1839 die Zahl der Universitätshörer 1552 betragen hatte, war sie im Jahre 1857 auf nur 766 Hörer herabgesunken und stieg sofort wieder bedeutend, als in Folge des a. h. Diploms vom 20. October 1860 die Vortragssprache wieder ungarisch wurde. Schon im Jahre 1864 zählte man 1830 Hörer. Die Vermehrung der Lehrenden hielt damit nicht gleichen Schritt; denn im Jahre 1839 hatte die Universität im Ganzen bloß 55 Lehrkräfte, im Jahre 1857 bereits 71, die im Jahre 1864 auf 70 zurückgegangen waren.

Mit dem Jahre 1867, dem Jahre der Wiederherstellung der Verfassung und der gesetzlichen selbstständigen Regierung in Ungarn, beginnt auch für die ungarischen Hochschulen, vor Allem für die damals noch alleinige Budapester Universität eine neue Zeit des Aufschwunges. Zwar die Vorschrift des Gesetzes vom Jahre 1847/48, daß der Unterrichtsminister der Legislative ein Hochschulengesetz vorlegen solle, konnte bis heute noch nicht verwirklicht werden, obgleich Versuche hierzu wiederholt vorgenommen wurden. Jedoch an jener grundsätzlichen

Bestimmung, daß die Budapester Universität als ein Staatsinstitut zu gelten habe, hielt die Regierung fest, ohne daß die katholische Kirche ihrerseits die Ansprüche auf den katholischen Charakter dieser Hochschule und auf die Güter, Fonds und Stiftungen derselben aufgegeben hätte. In jedem Jahre wird im Abgeordneten- wie im Magnatenhause des ungarischen Reichstages von kirchlicher Seite in dieser Beziehung die vorbehaltliche Verwahrung eingelegt.

Die Budapester Universität hat die überlieferte Gliederung in die vier Facultäten: Theologie (und zwar katholische), Jurisprudenz, Medicin und Philosophie. Thatsächlich zerfällt jedoch die juridische Facultät in Bezug auf die Prüfungen und das Doctorat in einen rechts- und in einen staatswissenschaftlichen, die philosophische in einen philologisch-historischen und in einen mathematisch-naturwissenschaftlichen Curfus. An der Spitze der Universität steht der jährlich gewählte Rector, ihm zur Seite der Prorector und die Facultätsdecane. Diese bilden den Universitäts-senat. Die Facultäten werden von den gleichfalls jährlich zu wählenden Decanen geleitet. An den Facultäts-sitzungen nehmen die ordentlichen und außerordentlichen Professoren Antheil; die Docenten sind durch zwei für ein Jahr gewählte Abgeordnete vertreten. Die Organisation des Lehrkörpers, sowie die Disciplinargesetze für die ordentlichen und außerordentlichen Hörer der Universität sind den sonstigen mitteleuropäischen Hochschulordnungen ähnlich. Bemerkenswerth ist nur, daß die ungarische Studentenschaft das Corps- und Burschenschaftswesen nicht kennt, respective nicht pflegt; die einzigen Verbindungen sind der akademische Leseverein und der akademische Unterstützungsverein.

Bei Uebernahme der Budapester Universität in die Verwaltung des ungarischen Unterrichtsministeriums zeigte sich der besonders empfindliche Mangel, welchen diese Hochschule an ausreichenden und tauglichen Baulichkeiten litt. Was davon vorhanden war, befand sich zudem in meist haufälligem Zustande. Deshalb waren die drei Unterrichtsminister seit 1867, die sämmtlich bereits verstorbenen, vielverdienten Männer Baron Joseph Götvös, Dr. Theodor Pauler und August Trefort, vor Allem bemüht, die durch den Fortschritt in den exacten Wissenschaften, sowie in der Medicin und Chirurgie und durch die riesige Zunahme der Hörer unvermeidlich gewordenen Neubauten, resp. Erweiterungen herzustellen. Das Hauptverdienst kommt hierin jedoch dem im Jahre 1888 verstorbenen Minister Trefort zu, der seit 1872, also sechzehn Jahre hindurch, an der Spitze der ungarischen Unter-

richtsverwaltung gestanden hat. Die Neu-, Um- und Zubauten für Universitätszwecke umfaßten die Herstellung von Instituten für Chemie, für Physik, für Physiologie, für Anatomie und für Zoologie; den Bau einer neuen Bibliothek, die Erweiterung des Centralgebäudes, dessen völliger Neubau demnächst in Angriff genommen wird; ferner eine ganze Reihe von Kliniken, ein besonderes Centralgebäude für die Medicin überhaupt. Alle diese Bauten kosteten dem ungarischen Staate über vier Millionen Gulden. Desgleichen wurden die jährlichen Dotationen der einzelnen Lehrinstitute und Lehrkanzeln beträchtlich erhöht.

Nicht minder bedeutsam für das Gedeihen der Universität war die namhafte Vermehrung der Lehrstühle und die Verbesserung der materiellen Verhältnisse des Lehrkörpers.

Im Jahre 1867 waren an der Budapester Universität an allen vier Facultäten 40 ordentliche und 9 außerordentliche Professoren, 4 Supplenten und 29 Privatdocenten, außerdem 6 Lehrer und 10 Assistenten, also im Ganzen 98 Lehrende. Diese Zahl war schon im Jahre 1870 auf 149 gestiegen und beträgt gegenwärtig 217 Lehrkräfte. Es wirkten nämlich im Jahre 1890 zu Ende des Studienjahres an der Budapester Universität 68 ordentliche, 21 außerordentliche Professoren, 78 Privatdocenten, 2 Supplenten, 4 Privatlehrer und 44 Assistenten. Gegen das Jahr 1867 bedeutet dieser Status von 217 Lehrenden eine Vermehrung um mehr als 221 Procent.

Nach den einzelnen Facultäten vertheilen sich die Lehrkräfte in folgender Weise:

	Theologie	Jurisprudenz	Medicin	Philosophie
ordentliche Professoren	9	16	14	29
außerordentl. "	—	3	12	6
Supplenten	2	—	—	—
Privatdocenten	—	17	38	23
Lehrer	—	—	—	4
Assistenten	—	—	32	12
Zusammen	11	36	96	74

Die medicinische Facultät hat also gegenwärtig für sich allein nahezu so viel Lehrkräfte, als im Jahre 1867 alle vier Facultäten insgesamt besaßen.

Das im Gesetzartikel XIX vom Jahre 1847/48 ausgesprochene Princip der Lehrfreiheit wird an den ungarischen Universitäten „in der Theorie“ auch heute noch festgehalten, in der Praxis jedoch hat die Anwendung und Durchführung dieses Princips sehr erhebliche Ein-

schränkungen erfahren. Den ordentlichen und außerordentlichen Professoren ist nicht nur das Minimum der wöchentlichen Vorlesestunden in den Obligatfächern vorgeschrieben, sondern sie haben auch in der Reihenfolge wie im Ausmaße und in der Behandlung dieses vorgeschriebenen Lehrmaterials sich an die Vorschriften der Studienordnung zu halten. Danach müssen als allgemeine Einleitung zu den einzelnen Wissensgebieten kurze encyclopädische Collegien gelesen werden; mit jedem Semester hat ein ganz neuer Cyclus der Collegien zu beginnen, und bei Wissenszweigen von größerem Umfange, welche nur in mehreren Semestern vollständig vorgetragen werden können, ist mindestens ein Hauptabschnitt der betreffenden Disciplin in jedem Semester zu beendigen.

Die Anzahl der wöchentlichen Vorlesestunden ist den Professoren und Supplenten im Decrete oder im Ernennungsdiplome vorgeschrieben, und zwar haben sie in jedem Semester solche Collegien anzukündigen, welche bei ihrer Ernennung als ihre Hauptcollegien bezeichnet wurden. Außer den Collegien, zu welchen der Professor verpflichtet ist, steht es ihm frei, über seinen ganzen Wissenskreis oder über specielle Theile desselben oder auch über andere Zweige des Wissens, wenn er hierzu die Berechtigung, die „*venia legendi*“ erhalten hat, ein oder mehrere Collegien zu lesen. Die besoldeten Professoren haben überdies mindestens in jedem dritten Semester ein unentgeltliches Collegium, ein sogenanntes „*publicum*“ in wöchentlich 1 oder 2 Stunden zu halten.

Die Vortragssprache an den ungarischen Universitäten ist die ungarische; nur die Collegien in den lebenden Sprachen (deutsch, slavisch, französisch, englisch) können eventuell auch in diesen Sprachen gehalten werden. An der theologischen Facultät werden die Obligatfächer zumeist in lateinischer Sprache vorgetragen.

Die Bestellung der ordentlichen und außerordentlichen Professoren erfolgt im Wege öffentlicher Concursausreibung; die Form der Berufung ist in Ungarn dermalen nicht in Übung. Die eingelassenen Gesuche werden vom Decan der betreffenden Facultät vorgelegt, und diese macht für jeden zu besetzenden Posten die Ternacandidation, welche dann im Wege und mit dem Botum des Senats an das Ministerium geleitet wird. Der Minister unterbreitet den von ihm gestellten Ernennungsvorschlag Sr. Majestät. Die Supplenten für ordentliche und außerordentliche Lehrkanzeln werden über Vorschlag der Facultät vom Minister ernannt. Die Privatdocenten habilitiren sich auf Grund einer eingereichten Dissertation, eventuell bereits veröffentlichter wissen-

schaftlicher Arbeiten und einer etwa geforderten Probevorlesung. Der Minister nimmt die von der Facultät angenommene Habilitation genehmigend zur Kenntniß. Die Assistenten werden von den betreffenden Fachprofessoren gewählt und davon dem Decanate die Anzeige gemacht.

Die ordentlichen und außerordentlichen Professoren haben den Charakter lebenslänglich angestellter, nach dreißig Dienstjahren pensionsberechtigter Staatsbeamten und beziehen eine ordentliche Jahresbesoldung, welche bis zum Jahre 1890 also beziffert war: der Ordinarius bezog 2500 fl. Gehalt, 400 fl. Quartiergeld und zwei Decennialzulagen zu je 315 fl. Der Extraordinarius hatte 1500 fl. Gehalt und 300 fl. Quartiergeld. Außerdem hatten alle Lehrenden (die Assistenten ausgenommen) das Recht auf den Bezug der von den Studenten erlegten Collegiengelder zu 1 fl. 5 kr. für jede Vorlesestunde im Semester.

Diese Collegiengelder wurden nun mit Genehmigung Sr. k. und k. apostolischen Majestät vom 6. Juli 1890 an der Budapester Universität abgeschafft und danach durch den jetzigen Herrn königl. ungar. Unterrichtsminister Graf Albin Esáky folgende Verfügungen getroffen:

Anstatt des bisherigen Collegiengeldes hat jeder ordentliche Universitätshörer 30 fl. pro Semester Studiengeld zu entrichten; außerordentliche Hörer, die sich nur für einen Lehrgegenstand inscribiren lassen, zahlen je nach der Stundenzahl 10 bis 15 fl. halbjährlich. Die Inscriptions- oder Immatriculationsgebühr bleibt auch fernerhin beibehalten. Für dieses Studiengeld sind den Hörern alle Vorlesungen des Lectionskataloges der betreffenden Facultät zugänglich.

Die einfließenden Studiengelder werden auf folgende Art verwendet: a) 5 Procent kommen der Staatscassa an Steuern zugute; b) 5 Procent werden zur Honorirung der unbesoldeten außerordentlichen Professoren und Privatdocenten in Abzug gebracht; c) die übrigbleibende Summe dient zur Erhöhung der Bezüge des Lehrpersonals, respective zur Vergütung der entfallenen Collegiengelder, und zwar:

1. Die Besoldung der ordentlichen Professoren wird von 2500 auf 3000 fl., die der außerordentlichen von 1500 auf 2000 fl., also mit je 500 fl. erhöht;

2. das Quartiergeld der ordentlichen Professoren steigt von 400 auf 600 fl., jenes der außerordentlichen von 300 auf 400 fl.;

3. an die Stelle der bisherigen Decennialzulagen von je 315 fl. treten bei den ordentlichen Professoren fünf Quinquennialzulagen zu je 300 fl., bei den Extraordinarien fünf Quinquennialzulagen mit je

200 fl.; diese Zulagen sind dann auch in die Pension einzurechnen;

4. jene Professoren, deren Collegiengelder in der Zeit von 1883/84 bis 1887/88 durchschnittlich mehr als 500 fl. betragen haben, erhalten eine demgemäße Entschädigung;

5. künftig zu ernennende Professoren werden von den Erträgen der Studiengelder mit jährlichen Tantiemen betheiltigt, deren Höhe beim Ordinarius nicht über 1600 fl., beim Extraordinarius nicht über 800 fl. sein darf;

6. 3 bis 4 Procent werden zur Honorirung der zu bestellenden Repetitoren oder Abjuncten verwendet.

Der etwa noch verbleibende Rest der Studiengelder wird sonstigen Universitätszwecken zugeführt.

Diese Lösung der vielerörterten Collegiengelderfrage muß als eine sehr glückliche bezeichnet werden, welche alle berechtigten Ansprüche der Betheiligten befriedigt, ohne den Hörern eine übermäßige Last aufzulegen. Denn nach dem bisherigen System hatten die Hörer der verschiedenen Facultäten jährlich 41 bis 58 fl. an Collegiengeldern zu bezahlen. Das Studiengeld von 60 fl. bedeutet also keine ungemeine Erhöhung, um so weniger, wenn man erwägt, daß dadurch den Hörern sämtliche angekündigte Vorlesungen und Uebungen zugänglich werden.

Eine eingehendere Darstellung der Studien- und Prüfungs-, beziehungsweise Rigorosen-, sowie der Disciplinarordnung an den ungarischen Universitäten müssen wir an dieser Stelle vermeiden; das würde eine besondere Abhandlung erfordern. Auch sei bemerkt, daß eine Reform dieser Ordnungen, namentlich in Bezug auf die Rechts- und Staatswissenschaften und auf die Medicin gegenwärtig in Vorbereitung ist. Von wesentlichem Einflusse auf die rechts- und staatswissenschaftlichen Prüfungen wird unter Anderem auch jener Beschluß des Reichstages sein, demzufolge das juridische Doctorat keineswegs mehr Bedingung zur Zulassung für die Advocatur und für die Richterpraxis sein soll.

Im Interesse der akademischen Disciplin forderte eine Ministerialverordnung vom Jahre 1889 die Universitätsenate, respective die Facultäten zur Aeußerung über folgende drei Punkte auf, nämlich: in Bezug auf die rechtzeitige Inscription, respective Immatriculirung der persönlich erschienenen Hörer; sodann hinsichtlich des regelmäßigen Besuches der Vorlesungen; und endlich über die Controle des Fortschrittes der Hörer in den Studien.

Der Minister meint, daß er die im Gesetzartikel XIX vom Jahre 1847/48 ausgesprochene Lehr- und Lernfreiheit respectire, doch sei diese Lernfreiheit keineswegs in der Weise aufzufassen, daß der Betreffende bloß durch die formelle Zugehörigkeit zur Universität und ohne that-sächliche Betheiligung an den Studien sich alle jene Rechte und Vortheile sichern könne, welche Gesetze und Statuten dem akademischen Bürger verleihen. Deshalb sei der bisherige, insbesondere an der Buda-pester Universität übliche Zustand unstatthaft, daß ein Theil der Hörer weder bei der Immatriculation noch bei der Unterschreibung des Indexes persönlich erscheint und einen großen Theil des Studienjahres, zuweilen auch das ganze Jahr dem Sitze der Universität fern bleibt.

Die ungünstigen Prüfungsergebnisse bestimmen den Minister, auf Mittel und Wege zu sinnen, auf welche Weise die Steigerung des Fleißes der Hörer und die intensivere Benützung der Studienzeit erzielt werden könnte. Ob nicht die Studienzeit dadurch zu verlängern wäre, daß man die Ferien innerhalb des Studienjahres vermindere und die Vorlesungen früher beginne und später abschliesse. Als das wirksamste Mittel zur Steigerung des Studienfleißes der Hörer erscheint dem Minister aber die Verpflichtung zur Abhaltung halbjähriger Colloquien in den Hauptlehrfächern, von deren günstigem Erfolge dann die Einrechnung des betreffenden Semesters in die Studienzeit abhängig sein würde. Dieses Mittel wäre auch am geeignetsten zur Ueberwachung des regelmäßigen Collegienbesuches, sowie zur zweckmäßigen Benützung der Studienzeit und zur Aufdeckung, Erkenntniß und Abstellung der im Unterricht sich etwa zeigenden Mängel und Gebrechen, wodurch dann auch die Vorbereitung für die Prüfungen mehr gesichert und zugleich die Berufsbildung auf ein höheres Niveau gehoben würde.

Bei der starken Frequenz der einzelnen Facultäten und Fächer wären natürlich die Professoren, die ohnehin schon mit Prüfungen und Rigorosen sehr belastet sind, nicht im Stande, auch noch mit jedem einzelnen Hörer diese Colloquien abhalten zu können. Es würde jedoch genügen, wenn der Professor mit den vorzüglicheren Hörern anstatt der Colloquien seminaristische Uebungen vornehmen und mit der Entgegennahme der übrigen Colloquien ein Assistent oder Repetitor betraut würde, der aus dem betreffenden Fache die *venia legendi* sich erworben hat und für diese Mühe ein ständiges Honorar erhält.

Die hier in Anregung gebrachte Reform der Disciplinarvorschriften an der Universität hat bis jetzt noch keine Verwirklichung gefunden. Doch können die Hörer auch nach der bisherigen akademischen

Ordnung wegen nachlässigten Besuches der Vorlesungen zur Rede gestellt, ermahnt und gerügt werden. Tritt keine Besserung ein, so wird die Angelegenheit dem Lehrkörper der Facultät vorgelegt und es kann der beharrlich Nachlässige auch von der Universität relegirt werden. Allein diese Vorschriften erweisen sich in der Regel als undurchführbar oder doch als wirkungslos, da das zeitweilige Kataloglesen von Seiten des vortragenden Professors oder die Verweigerung der Unterschrift auf dem Index die strafbare Nachlässigkeit im Collegienbesuche keineswegs ausreichend nachzuweisen vermögen. Es bleibt auch sehr die Frage, ob und inwiefern ein solches „Kataloglesen,“ sowie auch die „Obligat-Colloquien“ mit der Freiheit und Würde des Universitätsstudiums vereinbarlich seien. Allzugroße Bevormundung schädigt die natürliche Entwicklung und verhindert die freie Entfaltung der Individualität.

(Fortsetzung folgt.)

Die Balkanhalbinsel

auf dem neunten deutschen Geographentag in Wien.

Von Dr. Constantin Jireček.

Einer Aufforderung der geehrten Redaction der vorliegenden Monatschrift folgend, wollen wir den Bericht, den Professor Dr. Albrecht Penck im Junihefte der „Revue“¹⁾ über den neunten deutschen Geographentag in Wien veröffentlicht hat, durch einige specielle Bemerkungen ergänzen. Diese Versammlung, der alle Teilnehmer gewiß ein angenehmes Andenken bewahren, bot nämlich auch ein besonderes Interesse dadurch, daß der Centralauschuß den gegenwärtigen Stand der Geographie der Balkanhalbinsel als eine der Hauptfragen der Verhandlungen bestimmte.

Die Balkanhalbinsel war trotz ihrer Nähe zu den Culturländern des übrigen Europas lange wenig beachtet, ja viele wissenschaftliche Arbeiter auf diesem Felde erinnern sich noch gut des Mangels an Interesse und Theilnahme, mit dem sie seinerzeit zu kämpfen hatten. Erst die großen politischen Umwälzungen seit 1874 drängten die Länder der europäischen Südosthalbinsel in den Vordergrund. Da erst gewahrte man die empfindlichen Lücken in unserer Kenntniß dieser Gebiete und da erst gelangten die umfangreichen militär-kartographischen Arbeiten und die unverdrossenen Unternehmungen einzelner, meist auf sich selbst angewiesener Forscher zur verdienten Anerkennung. Oesterreich-Ungarn hat an diesen Vorarbeiten einen nicht geringen Antheil gehabt, einen größeren, als es selbst im Inlande zur allgemeinen Kenntniß gelangt ist.

Eine seltene Sehenswürdigkeit war die mit dem Geographentag verbundene Ausstellung. In Bezug auf die Balkanhalbinsel standen

¹⁾ Siehe: „Oesterreichisch-Ungarische Revue“, Bd. IX, S. 123.

da im Vordergrund die k. und k. Militärinstitute, vor Allem das Kriegsarchiv und das militär-geographische Institut, und die geologischen Arbeiten, zum guten Theil ausgehend von der k. k. geologischen Reichsanstalt. Die kartographische Ausstellung über die südosteuropäischen Länder war von Dr. Wilhelm Tomaschek, Professor der historischen Geographie an der k. k. Universität zu Wien, die geologische Abtheilung von Dr. Franz Toula, Professor an der Wiener k. k. technischen Hochschule, geordnet.

Auffsehen erregten vor Allem die alten, meist handschriftlichen Karten der Balkanländer aus dem k. und k. Kriegsarchiv. Da gab es werthvolle venetianische Arbeiten aus Griechenland, Randia und den Ionischen Inseln, meist aus der Zeit der venetianischen Herrschaft in Morea 1687 bis 1715. Daran schlossen sich interessante österreichische Kriegskarten aus Süd-Ungarn, dem Banat, Serbien und Bosnien aus den Zeiten der glorreichen Feldzüge des Markgrafen Ludwig von Baden und des Prinzen Eugen von Savoyen, in der Art der Zeichnung noch primitiv, aber bei dem raschen Wechsel der Bedeutung der bewohnten und befestigten Orte in diesen Ländern für die historische Geographie von großem Werth. Mit Interesse betrachteten wir die Karten der Heerstraße von Belgrad nach Constantinopel von Debschelwitz 1719 und 1720, seinerzeit von Hammer in dessen Geschichte des osmanischen Reiches im Auszug reproducirt, und von Rebbein 1740. Viel Aufmerksamkeit erregte eine türkische Karte der Balkanhalbinsel sammt den Donauländern, erbeutet von den kaiserlichen Truppen nach der Schlacht bei Peterwardein 1716 im Gepäck des Großveziers Ali Rümürdzi, ohne Gebirge, nur mit den Flüssen und zahlreichen Ortschaften. Die Zeichnung verräth ein occidentalisches Vorbild, aber die Fülle der Ortsnamen beruht auf eigener Arbeit. Das Stück würde eine specielle Abhandlung verdienen. Einen großen Fortschritt in der Darstellung der Erdoberfläche zeigen die Karten des Temeser Banates und des großen Donaudurchbruches aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Im Zusammenhang damit stehen die Karten aus dem Kriege 1788 bis 1791, Aufnahmen der kaiserlichen Officiere in Serbien, Pläne von Orjowa und der Veteranhöhle und besonders die Aufnahme der Walachei von 1791, durchgeführt vom damaligen kaiserlichen Generalquartiermeisterstab, in 111 Blättern, reducirt in 4 Blättern.

Eine neue Periode in der Kartographie der Balkanländer beginnt mit dem Zeitalter Napoleons I. Auf der Ausstellung waren auch die damaligen gedruckten Karten von Palma, Baudoncourt und Lapie ver-

treten. Etwas jünger ist die bis unlängst beste Aufnahme von Griechenland durch die Franzosen aus dem Jahre 1832.

Sehr vollständig war die Ausstellung in Bezug auf die österreichischen militär-geographischen Arbeiten des 19. Jahrhunderts, insbesondere von der Aufnahme der Walachei während der Occupation zur Zeit des Krimkrieges 1856 und 1857 (112 Blätter) angefangen bis zu den Ereignissen 1877 f., wo die Generalkarte Centraleuropas vom k. und k. militär-geographischen Institut (in 1:300.000) in ihren die Halbinsel betreffenden Partien das einzige verlässliche Detailbild dieser Länder bot und deshalb auch von den Russen während des Feldzuges 1877 und 1878 stark benützt wurde. Es waren auch die Instrumente ausgestellt, mit deren Hilfe von den Officieren des k. und k. militär-geographischen Institutes 1871 bis 1875 die Beobachtungen zur Gewinnung der Grundlage für diese Karte durchgeführt wurden, durch astronomische Bestimmung von 500 Punkten, trigonometrische von 400 Punkten und durch mehrere Tausend Höhenmessungen. Desgleichen haben für die Adriatischen Küstenländer der Halbinsel den größten Werth die vorzüglichen Seekarten des hydrographischen Amtes der k. und k. Kriegsmarine, Küstenkarten und Hafenspläne aus Dalmatien und Albanien. Diese Publicationen werden in neuen Auflagen stets vervollständigt und vervollkommen. Für Albanien, Makedonien und Alt-Serbien wird es noch lange nichts besseres geben. Eine hervorragende Leistung der österreichischen Militärgeographen ist dann die Aufnahme Bosniens und der Herzegowina, 1880 bis 1889 vollständig durchgeführt und nun in 60 Blättern (1:75.000) veröffentlicht.

Die russischen Aufnahmen umfassen meist die östlichen Gebiete der Halbinsel, vor allem Bulgarien. Auf der Ausstellung waren auch die älteren Karten aus dem Kriege 1828 und 1829, sowie die Karte Artamonov's vertreten. Eine großartige Leistung der russischen Topographen, sowohl in Bezug auf die Kürze der dazu verwendeten Zeit, als auch auf die von mir oft erprobte Genauigkeit der Details ist die Aufnahme des Kriegsschauplatzes 1877 und 1878, von der serbischen Grenze und den Donaumündungen bis zum Bosporus und der Maricamündung. Beide Ausgaben dieses Kartenwerkes (in 1:210.000 und 1:126.000) waren hier zu sehen. Desgleichen fehlte nicht die neue russische Karte des Fürstenthums Montenegro.

Die christlichen Kleinstaaten der Halbinsel gehen erst in der allerletzten Zeit daran, ihr Gebiet durch einheimische militärische Topographen aufzunehmen. In Griechenland, wo bisher nur die Aufnahmen

französischer, preußischer (Attika), englischer und österreichischer Marine- und Genieofficiere vorhanden waren, geht man jetzt an die Arbeit; die Grundlage dazu bietet eine neue Triangulirung, durchgeführt 1889 und 1890 durch den Oberstlieutenant Hartl vom militär-geographischen Institut in Wien. Rumänien ist schon weiter voraus; auf der Ausstellung sahen wir bereits die fertigen Blätter der Dobrudza. Desgleichen war auf der Ausstellung die neue serbische Generalstabskarte (1:75.000) in Proben vertreten. Auch in Bulgarien rüstet man sich zu einem ähnlichen Unternehmen. Die ausgestellten Blätter türkischer Generalstabskarten boten dagegen als Reproductionen occidentalischer Werke nichts Originelles.

Von Karten nichtmilitärischen Ursprungs waren die anerkannt trefflichen zahlreichen Arbeiten des greisen Berliner Professors Dr. Heinrich Kiepert ausgestellt, der sich nun mit jugendlichem Eifer der schon vor 50 Jahren von ihm angebahnten Kartographie Kleinasien's widmet. Daneben sahen wir auch die Karten des unermüden Wiener Reisenden F. Kaniz, darunter eine interessante Manuscriptkarte der römischen Alterthümer im Königreich Serbien.

Reichhaltig und fast vollständig war die Collection der geologischen Karten. Dr. Ami Boué († 1881), durch seinen Ursprung Frankreich, durch seinen Geburtsort Hamburg Deutschland, durch seine Studien in Edinburg England angehörig, überdies fast ein halbes Jahrhundert in Wien ansässig und thätig, war auf seinen Reisen 1836 bis 1838 der Begründer geologischer Studien auf der Balkanhalbinsel. Die Ausstellung erhielt durch seine Manuscriptkarten eine für die Entwicklung dieses Studiums sehr interessante Bereicherung. Sein Mitreisender Biquésnel († 1867) setzte diese Arbeiten, insbesondere in der Rhodope fort. Die ganze weitere Entwicklung der geologischen Studien auf der Halbinsel ging von Wien aus; wir nennen vor Allem Peters (Dobrudza) und Hochstetter (Bulgarien und Thracien), den rastlosen Toula (Bulgarien), Tieze (Montenegro) und die umfangreichen Publicationen österreichischer Geologen über Bosnien und Nordgriechenland. Das griechische Königreich wurde jüngst von dem jungen deutschen Reisenden Philippson geologisch aufgenommen.

In letzter Zeit fand die Geologie auch bei den Einheimischen eine rege Pflege unter dem Einfluß des von Boué und den Wiener Geologen gegebenen Impulses. Auf der Ausstellung sahen wir geologische Karten von Rumänien von Draghicensu, von Serbien von Professor Žujović in Belgrad und der bisher fast unbekanntem centralen Sredna

Gora, sowie eine Manuscriptkarte der Vitoša vom bulgarischen Regierungsgeologen Zlatarški.

Die botanischen Studien österreichisch-ungarischer Reisender auf der Halbinsel 1870 bis 1890 führte eine von Herrn v. Wettstein ausgestellte handschriftliche Routenkarte vor. Dieselben wurden besonders in Ungarn und bei den Südslaven angebahnt, von Sanka in Budapest (Bulgarien), dem Dalmatiner Bisiani, Professor in Padua, und dem kroatischen Küstenländer Dr. Pančić (Serbien, Bulgarien, Montenegro), welche Forscher jetzt alle schon das Zeitliche gesegnet haben. Jetzt im Juli erschien die „Flora bulgarica“ des Prager Privatdocenten Dr. Velenovský, das erste Gesamtwerk über dieses Gebiet. Auch in Bosnien und der Herzegowina wird diese Wissenschaft eifrig cultivirt, wie aus dem „Glasnik“ des Museums von Serajevo ersichtlich ist.

Die Zoologie der Halbinsel war auf der Ausstellung gar nicht vertreten, wie denn die Halbinsel in dieser Beziehung noch fast eine „terra incognita“ bleibt. Nur in Dalmatien, Bosnien und Serbien ist auch zu diesem Studium ein Grundstein gelegt, in Bosnien insbesondere durch die Sammlungen des neuen Landesmuseums.

Ebenso vermißten wir meteorologische Tafeln oder Karten, obwohl eben in Wien durch die Bemühungen des Directors Professor Hann das wissenschaftliche Studium dieser Verhältnisse erfolgreich angebahnt wurde.

An Photographien gab es schöne Collectionen aus Dalmatien und Bosnien, sowie eine reiche Sammlung Ansichten aus Montenegro von dem durch seine Reisen in Armenien und Kurdistan bekannten Professor Wünsch in Pilsen und eine Serie Momentaufnahmen aus Bulgarien von Zlatarški.

Von ethnographischen Karten sahen wir nur die von Riepert und Say, an historischen einige Manuscriptkarten von Tomasek. Dieser Mangel darf keineswegs auf den Stand dieser Studien auf österreichischem Boden schließen lassen. Die Sprachen- und Volkskunde der Halbinsel wurde bei uns in nicht geringem Grade gepflegt, in Prag, Wien und bei den Südslaven. Von den Begründern dieser Studien brauchen wir für die slavischen Sprachen nur die Namen von Dobrowsky, Kopitar, P. J. Šafarik und Miklosich zu nennen. Altmeister Miklosich, der gerade kurz vor dem Geographentag sein unermüdlichem Studium gewidmetes Leben geschlossen hat, lieferte durch Sprachenanalysen und Ausgabe von Denkmälern auch für das Dako- und Makedonumänische, das Mittel- und Neugriechische und das Albanesische bahnbrechende

Arbeiten und hat u. A. in einer seiner letzten Schriften den Einfluß des Türkischen auf alle Sprachen des Südostens genau analysirt. Das Albanesische wurde vom verstorbenen Generalconsul v. Hahn sammt seinen Volksdichtungen und Sprachdenkmälern zuerst zum Gegenstand eines eingehenden Studiums gemacht; seine Bemühungen finden an den österreichischen Universitäten auch schon Nachfolger.

Ueber die Vorträge auf dem Geographentag hat schon Professor Benck berichtet. Ich muß gestehen, daß ich in Folge der mangelhaften Akustik der sonst als Bauwerk so prachtvollen Aula des neuen Wiener Universitätsgebäudes mich mit vielen Anderen sehr freue, dieselben seinerzeit im gedruckten Berichte des Geographentages mit Muße lesen und mir so manche Lücke ergänzen zu können. Der Balkanhalbinsel war der Vormittag des zweiten Verhandlungstages (2. April 1891) gewidmet mit sechs Vorlesungen, jedoch der Vortrag des Professor Götz aus München über die Gebirge des südlichen Serbiens entfiel aus Mangel an Zeit. Die militärischen Vermessungsarbeiten auf der Halbinsel besprach Oberstlieutenant Heinrich Hartl. Den allgemeinen Stand der geologischen Forschung legte in einer mit großem Beifall aufgenommenen Rede der Balkanforscher Professor Toula dar, mit Aufforderung zur regen Mitwirkung von Seite der Fachgenossen. Mit großer Spannung wurde der Vortrag des Professors Wilhelm Tomaschek über die heutigen Bewohner Makedoniens erwartet. Das einst so berühmte Land, jetzt eines der ökonomisch am meisten herabgekommenen Gebiete der Europäischen Türkei, wurde nämlich in der letzten Zeit ein Kampfobject der Aspirationen fast aller Balkanvölker. Vor 30 Jahren stritten darum nur Griechen und Bulgaren in dem Kampfe ihrer Nationalkirchen. In der letzten Zeit stehen einander fast nur Bulgaren und Serben gegenüber. Daneben giebt es im Lande noch Albanesen, Makedo-Rumänen und eine schwache osmanische Colonisation nebst einer spanisch-jüdischen Diaspora. Es werden ganze Federkriege geführt um angebliche Rechte aus der mehr als ein halbes Jahrtausend entfernten mittelalterlichen griechischen, bulgarischen und serbischen Geschichte, sowie um Sprachgrenzen und Dialektformen. Besonders in der Sprachkunde wird dabei unter angeblich wissenschaftlichem Deckmantel ein arger Unfug getrieben. Tomaschek erklärte nüchtern die historische Entwicklung der makedonischen Bevölkerung von den ältesten Zeiten an und zeigte, daß ihr Grundstock seit dem Mittelalter aus bulgarisirten Slovenen besteht. Thatsache ist, daß die Mehrzahl der slavischen Christen Makedoniens mit Bulgarien sympathisirt und der größte Theil

der intelligenten Emigration derselben im bulgarischen Fürstenthum in Diensten steht. Dr. Philippson las über die Geologie des Peloponnesos. Sehr lehrreich war der Vortrag des Regierungsrathes Müller über die wissenschaftliche Erforschung von Bosnien und der Herzegowina unter der Leitung der von Sr. Excellenz dem Reichsfinanzminister von Kállay verwalteten Landesregierung des Occupationsgebietes.

Im Laufe dieser Vorträge wurde mehrere Male auf das noch am wenigsten bekannte Gebiet der Halbinsel hingewiesen. Es ist das die weite Landstrecke von der Südgrenze Montenegros, Serbiens und Bulgariens angefangen bis zur Nordgrenze des Königreichs Griechenland. In Bezug auf die Erdoberfläche sind dort allerdings höchstens bei den Höhenmessungen Ueberraschungen zu erwarten; dagegen haben wir z. B. in der Geologie seit Boué, in der Botanik seit Grisebach (1839) nichts Größeres aus Makedonien, Albanien und Türkisch-Serbien zu verzeichnen. Vor 50 Jahren, ja, wie Hahn's Reisen zeigen, noch vor 30 Jahren war dort das Reisen viel leichter als heute. Der Verfall und das Mißtrauen der Türkei, die Unbotmäßigkeit der Albanesen, das Vorurtheil der Regierten und Regierenden, die in allen wissenschaftlichen Unternehmungen nur die Vorarbeiten zu künftigen Feldzügen und Landestheilungen sehen, und endlich die geringe Sicherheit in den türkischen Provinzen, die sich jüngst durch den Ueberfall des Orientzuges nahe vor Constantinopel so grell aller Welt manifestirte, machen dort jetzt das wissenschaftliche Studium stellenweise ganz unmöglich.

An dem Geographentage beteiligten sich auch Gäste aus den Balkanländern, Professor Pilar aus Agram, der Präsident der rumänischen geographischen Gesellschaft von Bukarest und Director des dortigen Museums G. Tocilescu mit einigen Collegen, PlatarSKI aus Sofia, einige Serben und Griechen u. s. w.

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Die Errichtung der böhmischen Kaiser Franz Joseph-Akademie der Wissenschaften, Literatur und Kunst. Bis zum vorigen Jahre bildete die königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag einen Vereinigungspunkt für die Mehrzahl der heimischen Gelehrten Böhmens. Ein kurzer Abriss ihrer Geschichte ist im Jahrgang 1889 der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ enthalten, und die Schlussätze jenes Artikels deuten darauf hin, daß die Gründung einer böhmischen Akademie der Wissenschaften angeregt und ein Anschluß der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften an dieselbe in Aussicht genommen sei. Und in der That konnte man sich kaum eine glücklichere Idee denken, als die neue Akademie auf der sicheren Grundlage jener altbewährten gelehrten Gesellschaft aufzubauen. Ihre mehr als hundertjährige Dauer, die Achtung in der Gelehrtenwelt, deren sie sich auf Grund ihrer Leistungen erfreute, ihre langjährige Verbindung mit fast allen wissenschaftlichen Corporationen des In- und Auslandes wären für die neue Akademie die beste Mitgift gewesen, welche sie erhalten konnte. Auch hat die Gesellschaft in den letzten Jahren dieses Ziel, nämlich die Erhebung zu einer Akademie, selbstständig und energisch angestrebt, zuletzt in einem Majestätsgesuch vom 14. März 1880. Alle diese Bestrebungen führten jedoch nicht zu dem ersehnten Ziele, obwohl das letzte Gesuch das erfreuliche Resultat einer jährlichen Staatssubvention von 5000 fl. hatte.

In eine neue Phase trat die Frage der Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Prag, als unter dem Datum vom 8. Juli 1888 dem Präsidenten des böhmischen Landtages, Oberstlandmarschall Georg

Fürsten Lobkowitz, von einem ungenannt bleiben wollenden Spender ¹⁾ der Betrag von 200.000 fl. überreicht wurde mit der Bestimmung, daß derselbe als Gründungsfonds für die Errichtung einer böhmischen Akademie dienen solle, damit auf diese Weise das vierzigjährige Regierungsjubiläum unseres Kaisers und Königs gefeiert und in freudiger Erinnerung des böhmischen Volkes erhalten werde. Der bedeutenden Schenkung war die Gründungsurkunde, sowie der Entwurf des Statutes der künftigen Akademie beigelegt, wonach ihre Thätigkeit nicht bloß auf die Wissenschaften beschränkt, sondern auch auf die Literatur und Kunst ausgedehnt, und als ihre Aufgabe die Pflege dieser Zweige geistiger Thätigkeit in böhmischer Sprache hingestellt wurde. Eine enge Verbindung mit der bestehenden königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften wurde insoweit in Aussicht genommen, als, im Falle letztere Gesellschaft geneigt sein sollte, hierauf einzugehen, dieselbe mit ihren Mitgliedern sofort die erste und zweite Classe der Akademie, nämlich die historische und die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe, bilden, und nur die Mitglieder für Literatur und Kunst neu ernannt, beziehungsweise gewählt werden sollten.

Der Landtag des Königreiches Böhmen, welchem diese Angelegenheit nach eingehender Vorberathung durch den Landesauschuß vorgelegt wurde, faßte in seiner Sitzung vom 9. October 1888 den Beschluß: 1. Die Widmung des ungenannten Patrioten anzunehmen, zum Andenken an die vierzigjährige Regierungszeit Sr. Majestät des Kaisers und Königs eine böhmische Akademie der Wissenschaften, der Literatur und Kunst in Prag zu begründen und eine regelmäßige Unterstützung aus Landesmitteln ihr zuzuwenden; 2. Sr. Majestät zu bitten, die Errichtung dieser Akademie zu genehmigen, diese Anstalt in seinen erhabenen Schutz zu nehmen und zu gestatten, daß diese Akademie zum ewigen Andenken an den großmüthigen Schutz und Beistand, welchen Allerhöchstderselbe den Culturbestrebungen des böhmischen Volkes auf Grund seiner Muttersprache gewährt hatte, für immerwährende Zeiten den Namen Sr. Majestät tragen dürfe; 3. den Landesauschuß zu beauftragen, auf Grund des vom ungenannten Spender vorgelegten Statutenentwurfes mit der k. k. Regierung über die Abfassung des endgültigen Statutes für die Akademie zu unterhandeln.

¹⁾ Dieser ungenannte Geber ist eine in Prag und ganz Böhmen seit Langem rühmlichst bekannte Persönlichkeit, der Baumeister Joseph Glávka, welcher im Jahre 1831 zu Přestitz in Böhmen geboren, sich dem Baufache widmete, zu diesem Behufe in Prag und in Wien die theoretischen Studien machte, dann Reisen ins Ausland unternahm, endlich sich als Baumeister in Wien niederließ, wo er mehrere große Bauten ausführte, worunter auch der Bau des Opernhauses in Wien. Besonders bekannt wurde er durch den Bau der großartigen Residenz des griechischen Erzbischofes in Czernowitz, welchen er nach seinen eigenen Entwürfen ausführte. Er unterstützt seit Jahren alle Unternehmungen auf dem Gebiete der Kunst in Böhmen, und war auch er es, welcher bei der hundertjährigen Jubelfeier der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften mit dem Betrage von 35.000 fl. einen Fonds zur Herausgabe wissenschaftlicher, in böhmischer Sprache verfaßter Werke gründete.

Es begannen nun in Folge dieser Beschlüsse längere Verhandlungen zwischen dem Landesrath, dem Spender des Gründungsfonds, der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften und der k. k. Regierung, welche längere Zeit in Anspruch nahmen, da so vielerlei Interessen zu berücksichtigen waren. Besondere Schwierigkeiten bereitete das im Entwurfe ins Auge gefaßte Verhältniß zur Gesellschaft der Wissenschaften. Zwar erklärte die letztere selbst, daß sie gerne bereit sei, unter Aufrechterhaltung ihres bisherigen Statutes in die Akademie einzutreten, und mit ihren Mitgliedern die beiden ersten Classen derselben, die historische und die naturwissenschaftliche, zu bilden; allein von außerhalb der böhmischen Gesellschaft stehenden Persönlichkeiten und in den politischen Tagesblättern der beiden nationalen Parteien in Böhmen wurden so viele Einwendungen gegen diese Vereinigung erhoben, daß schließlich die maßgebenden Factoren sich bestimmt fanden, auf diese Vereinigung zu verzichten, und die böhmische Akademie ganz selbstständig ins Leben zu rufen.

Durch allerhöchste Entschließung vom 23. Januar 1890 geruhte Se. Majestät der Kaiser die Errichtung der ganzen Akademie, sowie die Statuten derselben zu genehmigen, und zum Protector der Akademie Se. k. und k. Hoheit den Erzherzog Karl Ludwig zu ernennen. Zum Stellvertreter desselben wurde der Oberstlandmarschall von Böhmen, Georg Fürst Lobkowitz, bestimmt.

Der Landtag von Böhmen hatte bereits in seiner Sitzung vom 18. Januar 1889 beschlossen, der Akademie im neuen Museumsgebäude entsprechende Localitäten zur Benützung zuzuweisen, und in den Landesvoranschlag die Summe von 20.000 fl. als regelmäßige Landesubvention einzustellen, während von Seite der k. k. Regierung aus Staatsmitteln eine Jahressubvention von 16.000 fl. bewilligt wurde. Auch dem ursprünglichen Gründungsfonds flossen von verschiedenen Seiten erhebliche Beiträge zu, worunter der bedeutendste eine Widmung Sr. Majestät des Kaisers im Betrage von 20.000 fl., so daß das Vermögen der Akademie derzeit nahezu 300.000 fl. beträgt.

Nach den nunmehr definitiv angenommenen Statuten führt die Akademie den Namen „Böhmische Kaiser Franz Joseph-Akademie der Wissenschaften, Literatur und Kunst“ und ist dieselbe laut § 1 der Statuten ein selbstständiges, öffentliches Institut, dessen Aufgabe es ist, die Wissenschaften in böhmischer Sprache zu pflegen, ebenso diese Sprache selbst und ihre Literatur, ferner für die Vervollkommnung der heimischen Kunst zu sorgen, und die Erfolge dieser gesammten Thätigkeit, sowie auch die Resultate wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Thätigkeit, welche in anderen Sprachen veröffentlicht wurden, in böhmischer Sprache zu verbreiten. Se. Majestät gewährt dieser Akademie seinen besonderen Schutz, und behält sich deshalb auch vor, einen Protector und dessen Stellvertreter zu ernennen. Nach § 3 theilt sich die Akademie in vier Classen. Die erste Classe pflegt die Philosophie, die Staats-, Rechts- und Socialwissenschaften, die Geschichts- und Alterthumsforschung im Allgemeinen, sowie mit Rücksicht auf die Erforschung der vaterländischen Denkmale. Die zweite Classe umfaßt die mathematischen Wissenschaften,

die Naturwissenschaften — die medicinischen mit eingerechnet — und die geographischen Wissenschaften im Allgemeinen, sowie insbesondere mit Rücksicht auf die physikalische, naturwissenschaftliche und geographische Durchforschung des Vaterlandes. Die dritte Classe beschäftigt sich mit dem Studium der alten und der neueren Sprachen, insbesondere mit dem Studium der Entwicklung der böhmischen Sprache, der Erforschung ihrer Literatur, ihrer Denkmäler und ihrer Geschichte. Die vierte Classe endlich pflegt die schöne Literatur, die bildende Kunst und die musikalische Composition, mit besonderer Rücksicht auf die heimische Kunst. Nach § 5 ist die Verhandlungssprache der Akademie die böhmische. In dieser Sprache werden in der Regel die Vorträge gehalten und die Abhandlungen publicirt; jedoch wird den letzteren ein Auszug oder ein Résumé in einer Weltsprache beigegeben. Ausnahmsweise dürfen Vorträge auch in einer anderen Sprache abgehalten und publicirt werden. Laut den folgenden Paragraphen sind die Mitglieder der Akademie Ehrenmitglieder, ordentliche, außerordentliche, correspondirende und auswärtige Mitglieder. Der Schwerpunkt der Akademie liegt in den ordentlichen Mitgliedern. Es sind ihrer im Ganzen 57, von denen je 15 auf die erste, zweite und vierte Classe und 12 auf die dritte Classe entfallen. Dieselben vollziehen die Wahlen aller neuen Mitglieder und besorgen die Verwaltung des Vermögens und der Einkünfte der Akademie durch eine besondere Verwaltungskommission. Sie wählen den Präsidenten und den Generalsecretär der Akademie, dann die Präsidenten und Secretäre der vier Classen, welche letztere bezüglich ihrer Versammlungen und Publicationen eine gewisse Selbstständigkeit genießen. Diese Bestimmungen, welche aus den 36 Paragraphen der Akademiestatuten hier hervorgehoben wurden, sind diejenigen, welche unsere Leser am meisten interessiren dürften, weil sie die Akademie am besten charakterisiren.

Am 22. April 1890 erfolgte statutenmäßig über Antrag des Landesausschusses die Ernennung der ersten 19 ordentlichen Mitglieder durch Se. Majestät den Kaiser, welchen die Wahl der weiteren Mitglieder und im Vereine mit den letzteren die Wahl der Functionäre anvertraut wurde. Es geschah dies am 3. Juli, am 12. Juli, am 18. und am 29. October 1890 unter dem Voritze des Fürsten Georg Lobkowitz als Protectorstellvertreter, wobei noch weitere 32 ordentliche, dann 19 außerordentliche und 36 correspondirende Mitglieder gewählt wurden. Die Wahl von Ehren- und auswärtigen Mitgliedern wurde einem späteren Zeitpunkte vorbehalten. Ferner wurden hierbei gewählt zum Präsidenten der Gesamtakademie Baurath Joseph Glávka, zu Classenpräsidenten, und zwar der ersten Classe: Hofrath und Professor Dr. Anton Randa, der zweiten Classe: Hofrath und Professor Dr. Karl R. v. Kořistka, der dritten Classe: Professor Dr. Johann Kvičala, der vierten Classe: Baurath Joseph Glávka, zum Generalsecretär Professor Dr. Franz Studnička.

Der eigentliche Beginn der Thätigkeit der Akademie wurde durch verschiedene Vorarbeiten, wie die Herstellung der für ihre Aufnahme nothwendigen Räumlichkeiten, die Verathung einer detaillirten Geschäftsordnung u. s. w. verzögert, so daß die feierliche Constituirung und

Eröffnung derselben erst am 18. Mai 1891, einem Pfingstmontag stattfinden konnte. Dies geschah denn auch an dem genannten Tage in höchst feierlicher Weise durch den hohen Protector der Akademie, Sr. kaiserl. Hoheit den Herrn Erzherzog Karl Ludwig in höchst eigener Person. Im sogenannten Pantheon, dem Prachtsaale des neuen Museumsgebäudes, hatten sich die sämmtlichen Mitglieder der Akademie, die Minister Graf Falkenhahn, Baron Pražák und Baron Dr. Gautsch, die Spitzen der politischen, der Justiz- und der Finanzbehörden, der Prager Stadtrath, ein großer Theil des böhmischen Adels und eine große Anzahl geladener Gäste versammelt, als der Erzherzog in Begleitung seiner durchlauchtigsten Gemahlin, Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Theresia, erschien und die Vorstellung des Präsidiums der Akademie, des Museumsausschusses und des Bauausschusses des Museums entgegennahm. Nachdem Hochderselbe hierauf auf der besonders hergerichteten Estrade Platz genommen, verlas er mit weit vernehmbarer Stimme in böhmischer Sprache folgende Eröffnungsrede: „Meine Herren! Ich bin sehr erfreut, heute zum ersten Male die Mitglieder der böhmischen Kaiser Franz Joseph-Akademie hier versammelt zu sehen, und mit Genehmigung Sr. Majestät als Protector dieser Akademie selbst ihre Thätigkeit eröffnen zu können. Ich bin überzeugt, daß diese neu gegründete Institution, welche berufen ist, in ernster Weise die Wissenschaft und Literatur in böhmischer Sprache zu pflegen und die Hebung der heimischen Kunst zu unterstützen, dieser ihrer Aufgabe zum Vortheile der böhmischen Nation vollständig nachkommen werde, und daß damit auch den allerhöchsten Intentionen Sr. Majestät des Kaisers und Königs in vollem Maße wird entsprochen werden. Ich erkläre, daß die böhmische Kaiser Franz Joseph-Akademie constituirt ist.“ Die ganze Versammlung brach nach diesen Worten in begeisterte Slavarufe aus. Hierauf hielt der Präsident der Akademie, Baurath Hlavka, eine Rede, in welcher er Sr. Majestät dem Kaiser für die Bewilligung der Errichtung der Akademie, sowie dem hohen Protector für seine persönliche Anwesenheit in warmen und begeisterten Worten den innigsten und ehrfurchtsvollsten Dank aussprach. Dann folgte der Geschäftsbericht des Generalsecretärs Professor Dr. Studnička und endlich zwei wissenschaftliche Festvorträge. In dem ersten Vortrage: „Ueber die Einheit der Cultur“ behandelte der Philosoph Dr. Durdík, Professor an der böhmischen Universität, in geistreicher Weise den Satz, daß alle Culturvölker im Alterthum und in der Neuzeit bestrebt sind, ihre Cultur in bestimmten Formen zum Ausdruck zu bringen, daß diese Formen aber nicht das Wesentliche der Cultur sind, daß vielmehr diese bei allen Völkern in den verschiedenen Lebensbeziehungen umsomehr zu einheitlichen Grundsätzen führt, auf je höherer Culturstufe sich ein Volk befindet. „Und so wie wir wünschen,“ so schloß der Redner seinen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag, „daß jeder Erfolg unserer Thätigkeit Anerkennung und Aufnahme finde bei anderen Völkern, so brauchen wir uns nicht zu fürchten, auch ihre Errungenschaften aufzunehmen. Eher wollen wir denselben alle Thore unseres Vaterlandes öffnen, wie dies unsere ehren- und bedeutungsvolle geographische Lage gestattet, als dem Rathe der

Halbblinden folgen, und eine neue chinesische Mauer gegen dieselben auf-
richten. Denn sie werden uns keinen Schaden bringen, sie werden unser
Blut nicht verderben, unseren Charakter uns nicht nehmen, vielmehr
werden sie uns behülflich sein, ihn zu bewahren. So haben wir es in
der Neuzeit seit unserem Wiedererwachen eigentlich stets gehalten, und
sind dabei gut gefahren.“ Den zweiten Festvortrag hielt Hofrath
Dr. Albert, der rühmlichst bekannte Professor der Chirurgie an der
Wiener Universität, „Ueber zwei Welten.“ Anknüpfend an die „Pansophie“
des großen Reformators der Pädagogik, Amos Komenius, wies der
Vortragende in anziehender und lichtvoller Weise nach, wie seit der Ent-
deckung der Fundamentalsätze der Naturwissenschaften im 17. und
18. Jahrhundert das menschliche Wissen sich in zwei große Gruppen
theilte, in die Natur- oder kosmischen Wissenschaften und in die historisch-
socialen Wissenschaften. Er zeigte, wie die ersten in der neuesten Zeit
allmählich das Uebergewicht über die zweiten erlangten, charakterisirte den
Einfluß, welchen die Lehren Darwin's nicht nur auf die Naturwissen-
schaften, sondern auch auf die sociale Entwicklung der Menschheit sowohl
in vortheilhafter, sowie durch das Mißverstehen derselben in nachtheiliger
Weise ausüben und bewies, daß es trotzdem noch immer zwei Welten
gibt, deren Bürger der Mensch ist, zwei Wirklichkeiten, die man nicht
negiren kann, einerseits die Natur, andererseits die Cultur, dort Materie,
hier Geist, dort Kosmos, hier Geschichte. Die Wissenschaft wird die
einseitigen Richtungen, welche in den pansophischen, metaphysischen und
mechanischen Ideen zu einer verhängnißvollen Höhe gelangten, wieder
verlassen und zur sophischen Nüchternheit zurückkehren, an das Socratische
„Erkenne Dich selbst“ sich erinnernd. Auch diesem Vortrage folgte leb-
hafter Beifall. Geschlossen wurde diese erhebende Feier durch die Ver-
kündigung der von der Akademie ausgeschriebenen Preise und eine kurze,
würdige Rede des Präsidenten.

Und erhebend wirkte die Feier vor Allem auf jene Männer aus
dem böhmischen Volke, welche in jahrelanger, aufopfernder, scheinbar oft
aussichtsloser Arbeit sich bemüht haben, die Bedingungen zu schaffen,
unter welchen es überhaupt möglich war, diese Akademie zu gründen.
Nur diejenigen, welche die Zustände aus eigener Erinnerung kennen, in
welchen sich das böhmische Volk noch vor 40 bis 50 Jahren befand,
haben eine Vorstellung von der riesigen Arbeit, welche nothwendig war,
um die Stufe zu erreichen, auf welcher es gegenwärtig steht. Und diese
Arbeit wurde seinerzeit vollführt ohne Aussicht auf Anerkennung, häufig
zum eigenen materiellen Schaden, getragen blos von dem Bewußtsein,
für das eigene Volk etwas Gutes und Nützlichcs zu leisten. Abgewendet
vom politischen Parteigetriebe des Tages, abgeneigt allem Streberthum
und aller Reclame, haben die Männer, welche aus der strengen Schule
Jungmann's, Sasař's und Palacký's hervorgegangen sind, in stiller
unermüdlcher Arbeit für die geistige Hebung ihres Volkes gewirkt und
so das schöne Fest, welches begangen wurde, vorbereitet. Und in den
Augen dieser Männer erglänzte ein Strahl freundiger Genugthuung und
innigen Dankes, als der Bruder des Kaisers in der glänzenden Ver-

sammlung mit weithin schallender Stimme in ihrer Muttersprache verkündete, daß die Pflege der Wissenschaft und Literatur in böhmischer Sprache und die Hebung der heimischen Kunst in den Intentionen unseres Kaisers und Königs liege.

Während der Verhandlungen über die Errichtung der böhmischen Akademie wurde in den Tagesblättern vielfach die Frage erörtert, ob dieselbe nothwendig oder zeitgemäß sei, ja es wurde bezweifelt, ob überhaupt die Errichtung von Akademien der Wissenschaften in der Gegenwart opportun sei, da bei der gegenwärtig auch in der Wissenschaft eingetretenen Demokratisirung die in den Akademien herrschende Exklusivität eines gleichsam privilegierten Gelehrtenstandes dem Fortschritte der Wissenschaft eher hinderlich als förderlich sei. Es ist hier nicht der Ort, diese Frage eingehend zu behandeln. Aber wenn auch zugegeben werden kann, daß für die großen Nationen, wie für die Deutschen, Franzosen, Engländer u. A., gegenwärtig das Vorhandensein ihrer Akademien von viel geringerem Einflusse auf den Fortschritt der Wissenschaften sei als früher und daß auch ohne dieselben ein Stillstand in den Forschungen und Entdeckungen kaum eintreten dürfte, so ist dies doch bei den kleineren und schwächeren Nationen keineswegs der Fall. Bei diesen bedeutet die Akademie eine Zusammenfassung aller ihrer wissenschaftlichen Kräfte, die ihnen sonst in dem Meere der großen Nationen verloren gehen würden, sie bildet eine Repräsentanz der geistigen Schaffenskraft dieser Völker, nach welcher der Werth derselben abgeschätzt wird, sie gewährt den jungen aufstrebenden Talenten die nöthige Stütze, um zu wachsen und zu erstarken, welche diese bei den großen, ihnen fremden Nationen niemals finden würden, und sie bildet meist, wie dies insbesondere bei der böhmischen Akademie statutenmäßig der Fall ist, auch ein Organ, die fremden Errungenschaften in Wissenschaft und Kunst in autoritativer Weise dem eigenen Volke zu vermitteln. Durch die Beigabe von Auszügen oder Resumés zu den eigenen wissenschaftlichen Publicationen in einer Weltsprache, welche nach der Natur unserer Verhältnisse wohl meist die deutsche Sprache sein wird, macht die böhmische Akademie auch ihre eigenen Arbeiten allen anderen Nationen zugänglich und bekannt. So wird die neuerrichtete böhmische Akademie für die böhmisch-slavische Nation einen wichtigen geistigen Mittelpunkt, einen lang ersehnten Abschluß ihrer höheren geistigen Bildungsstätten bilden, und wird ein neues Zeugniß ablegen dafür, daß die im österreichisch-ungarischen Reiche vereinigten Völker bei ernstlicher und ausdauernder Arbeit alle jene Bildungsmittel und geistigen Institutionen ohne Schädigung des Staatsinteresses erreichen können, welche zu verlangen sie nach ihrer Leistungsfähigkeit berechtigt sind.

Karl Kořířka.

Aus Tirol. Wir haben gelegentlich auf den ersten Band von Ludwig Pastor's „Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance“ verwiesen. Das Buch, dessen Verfasser o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Innsbruck ist, erregte großes Aufsehen und wurde, wie es in solchen Fällen selbstverständlich ist, auch heftig angegriffen. So von

Druffel in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“. Pastor hat erwidert und sein Gegner bis jetzt geschwiegen.

Nun liegt der zweite Band vor, welcher mit dem Pontificat Pius II. 1458 beginnt und mit Sixtus IV. 1884 schließt. Das Werk ist von einschneidender Wichtigkeit, weil der Verfasser das geheime vaticanische Archiv in vollem Umfang benützen und daher nicht nur alte Irrthümer berichtigen, sondern auch sehr viel neuen Stoff bieten konnte. Wir verweisen z. B. auf die Inquisition in Spanien, deren Verhältniß zu Staat und Kirche er Ranke gegenüber sicherstellt. Der durch Platina und die Humanisten Schwarz in Schwarz gemalte Papst Paul II. erhielt sein Recht, wenn man ihm vielleicht auch nicht gerade unbedingte Sympathie widmen kann. Wichtig ist das Buch für die Schilderung des religiösen, literarischen und künstlerischen Lebens jener viel bewegten Zeit. Von Zeit zu Zeit hört man ein dumpfes Grollen, welches das furchtbare Gewitter der Reformation ankündet. Immer höher steigen die Wogen der Türkengefahr, der gegenüber die christlichen Fürsten und Völker, etwa die Venetianer und auch diese nicht immer ausgenommen, eine wahrhaft schmachvolle Theilnahmslosigkeit zeigten, wenn sie nicht gar einander die Niederlage gönnten. Nur die Päpste nahmen durchschnittlich einen höheren Standpunkt ein, freilich hinderte auch hier manchen der Nepotismus, dieser Krebschaden Roms in jener Zeit, die volle Kraft gegen den Erbfeind einzusetzen. Pastor hat ihre Verdienste urkundlich sichergestellt; mit Theilnahme begleiten wir die Helden Hunyadi, Capistran und Standerbeg. Auch die Hussiten in Böhmen sind noch nicht zu voller Ruhe gelangt; für Georg Podiebrad scheint uns die Bezeichnung „Czechenkönig“ nicht geeignet, sowie wir uns auch bei dem Streite des Cardinals Cusanus, obschon er das jus canonicum für sich hatte, nicht auf dessen, sondern auf die Seite Sigmunds von Tirol stellen. Auch das wildkräftige Bild des Gregor von Heimburg wird schärfer gezeichnet. Wir könnten hier noch eine Masse von Einzelheiten, die uns auffielen, hervorheben: jedenfalls ist das Buch Pastor's ein neuer wichtiger Fortschritt in der Geschichte der Päpste. Obwohl er einen streng katholischen Standpunkt einnimmt, läßt er der Wahrheit doch das Wort und wenn dieses auch nicht günstig für das Oberhaupt der Kirche lautet. Das Werk beweist übrigens, daß die Päpste besser waren als ihr Ruf, und auch hier zeigte sich, daß das beste, was eine Regierung thun kann, immer und überall ist und bleibt: den Forschern ihre geheimen Archive zu öffnen. Um auf Oesterreich überzugehen, sind wir der festen Ueberzeugung, daß manches Capitel von Treitschke's berühmter deutscher Geschichte eine Aenderung erführe, wenn man vom Staatsarchiv in Wien bis zum Jahre 1848 das Schloß wegnehmen wollte.

Der Literaturgeschichte von Oesterreich gehört die Ausgabe der Dichtungen von Moïse Meßmer, der 1854 zu Rom als Monsignore starb. Die biographische Einleitung stellte das Wirken dieses bedeutenden Mannes klar, er verdient das Denkmal in der Pfarrkirche seiner Heimath zu Nasereit; überhaupt wäre zu wünschen, wenn endlich ein jüngerer Literaturhistoriker — so lange die Quellen fließen — die Geschichte der

Poesie in Tirol schreiben wollte etwa von Primisser einschließlich bis herab zu den „Frühliedlern“.

Erwähnen wollen wir hier auch die „Gedichte von Athanasius“, die unlängst in Port Natal erschienen. So nennt sich ein afrikanischer Missionär, ein Freund des verstorbenen Meszner; das Büchlein ist reich an Seelenleben.

Mit Freuden begrüßen wir die Nachricht, daß endlich Angelica v. Hoermann, deren schöner Oswald v. Wolkenstein im vorigen Jahre verdienstermaßen von der Kritik so beifällig aufgenommen wurde, ihre lyrischen Gedichte sammeln und herausgeben will; erst dann wird es möglich sein, das wahre Talent dieser edlen Frau nach allen Richtungen zu würdigen.

Wir geben keine Recensionen, sonst müßten wir uns ausführlicher mit einem erzählenden Gedicht von Franz Kranewitter beschäftigen, „Ein Culturkampf in Tirol“; es führt uns, ohne gerade tendenziös zu sein, in die Gegenwart. Kranewitter ist jedenfalls der begabteste Poet des jüngsten Geschlechtes, sollen wir sagen von „Jüngsttirol“. Was dieses bisher publicirte, überragt er weit, und so möchten wir ihn der Aufmerksamkeit des Publicums empfehlen.

A * r.